

CLAIRE EVANS-WEISS

Frau sein – frei sein

Von der Emanzipation zur Freiheit



R. BROCKHAUS VERLAG WUPPERTAL



Bücher, die dieses Zeichen tragen, wollen die Botschaft von Jesus Christus in unserer Zeit glaubhaft bezeugen.

Das ABCteam-Programm umfaßt:

- ABCteam-Taschenbücher
- ABCteam-Paperbacks mit den Sonderreihen:
Glauben und Denken (G + D) und Werkbücher (W)
- ABCteam-Jugendbücher (J)
- ABCteam-Geschenkbände

ABCteam-Bücher erscheinen in folgenden Verlagen:

Aussaat Verlag Wuppertal / R. Brockhaus Verlag Wuppertal

Brunnen Verlag Gießen / Bundes-Verlag Witten

Christliches Verlagshaus Stuttgart / Oncken Verlag Wuppertal

Schriftenmissions-Verlag Gladbeck

ABCteam-Bücher kann jede Buchhandlung besorgen.

Titel der französischen Originalausgabe:

Le défi féminin

© 1977 Editions de Caux

Deutsch von Martha Berning

1979

Umschlaggestaltung: Ralf Rudolph, Ratingen

Druck: Herm. Weck Sohn, Solingen

ISBN 3-417-12188-4

*Für Martine
zum zwanzigsten Geburtstag*

VORWORT

Der Bereich »Freiheit für die Frau« ist seit einigen Jahrzehnten von einer ganz bestimmten Gruppe von Intellektuellen und Publizisten besetzt. Wer nicht mit ihnen und ihren Ansichten einverstanden ist, hatte bisher keine andere Wahl, als sich entweder hinter traditionelle Positionen zurückzuziehen, oder sich isoliert und ratlos zu fühlen. Daß es noch eine dritte Möglichkeit gibt, zeigt Claire Evans-Weiss in ihrem Buch auf.

Sie war durch ihre Erziehung und ihr Studium der klassischen Sprachen an der Sorbonne ganz Französin. Durch die Frauen in ihrer Familie, die stets das Unerwartete und Außerordentliche getan hatten, wurde sie auf der Suche nach dem Sinn der Freiheit und dem Sinn für ihr Leben angespornt. Durch die Erfahrung der Besatzungszeit und den Tod von Familienangehörigen in den Gaskammern von Dachau wurde sie — und auch ihre ganze Generation — vor die zerstörerische Macht des Hasses und der Rache gestellt.

Sie schreibt dazu: »Aus den goldenen Fäden unserer Ideale und den blutroten Fäden unserer Kriege ist Europas Grundgewebe entstanden — auch das meines Lebens.«

Sie fand einen überzeugenden christlichen Glauben, der sie mitten in das geschichtliche Gewebe der letzten Jahrzehnte Europas hineinstellte, und der ihr zeigte, wo die wirkliche Freiheit lag und wie jede Frau ihre Bestimmung finden konnte.

Da war einmal ihre eigene Beziehung zu Deutschland. Ich dolmetschte in den Nachkriegsjahren öfter für sie — sowohl bei privaten Besuchen in Familien, als auch in öffentlichen Veranstaltungen, an rheinischen Hochschulen, vor versammelten Bergleuten mit ihren Familien im Ruhrgebiet, und einmal bei einer unvergeßlichen Versammlung in dem Ulmer Münster. Sie war noch in tiefem Aufruhr Deutschland gegenüber und entschied sich dort für eine Zukunft zu leben, die auf Versöhnung aufgebaut war.

Claire Evans heiratete einen englischen Offizier, und miteinander arbeiteten sie einige Jahre lang in Ländern des Fernen Ostens, in Amerika und vor allem in den französisch sprechenden Teilen Afrikas. Sie war eine außergewöhnliche Persönlichkeit und phantasiereiche Mutter. Die meisten dieser Menschen versuchen, sich aus dieser Außergewöhnlichkeit eine Sonderstellung zu bauen. Sie aber war bereit, keinen Titel, keine Stellung, keinen Namen für sich zu erobern, sondern ihr Leben so einzusetzen, daß andere — Männer und Frauen — ihre Bestimmung finden konnten.

Sie schrieb dieses Buch, als sie schon wußte, daß sie unheilbaren Krebs und nicht mehr lange zu leben hatte. In die letzten Kapitel hat sie noch einen neuen goldenen Faden hineingewoben: den der Antwort auf die Angst und auf das Gefühl, daß wir den heutigen Anforderungen gegenüber verloren und ohnmächtig sind.

Während man das Buch liest, meint man, aus muffigen in helle Räume zu kommen, in denen ein Fenster nach dem anderen frische Luft, Licht und ab und zu auch einen kräftigen Durchzug hereinläßt.

Fulvia Spoerri

INHALT

Einführung	9
1. Geliebte Freiheit	17
2. Moderner Aberglaube	23
3. Vom Affen zum Menschen — die erste Spur	27
4. Freud in verdünnter Lösung — die zweite Spur	31
5. Die Pille und die Schlange	37
6. Die geheimen Erzieher	43
7. Der gebratene Schneeball	49
8. In guten und in bösen Tagen	53
9. Mutterschaft ist mehr	65
10. Zu Hause	73
11. Über die Arbeit	81
12. Wer entscheidet in Europa?	87
13. Über das Leiden	95
14. Radikal und realistisch	104
15. Frau sein — frei sein	109

Einführung

Es kommt im Leben der Völker eine Stunde, in der gewisse Dinge ausgesprochen werden müssen — nicht weil man mit dem Strom der Zeit gehen will, sondern weil dieser Strom droht, zu einer reißenden Flut zu werden. Ich bin eine Hausfrau und Mutter wie Millionen andere, aber ich komme mir wie ein Wanderer auf steilem Ufer vor, der das Wasser hoch und höher steigen sieht. Was soll ich nun tun? Sollte ich nicht mit aller Kraft hinausrufen und hoffen und erwarten, daß andere, fähigere, den Ruf weitertragen?

Ich habe mich immer für die Emanzipation der Frau interessiert. Darin liegt nichts Besonderes, schon gar nicht in meiner Familie, denn mein Vater hatte drei Schwestern, die alle drei Vorkämpferinnen auf diesem Gebiet waren.

Die Älteste brauchte ich in Frankreich kaum vorzustellen: es handelt sich um Louise Weiss. Mit 21 Jahren war sie schon im Besitz des Staatsexamens zu einer Zeit, in der noch wenige Frauen die Zulassung dazu erhielten. Sie übernahm die Leitung der Zeitschrift *Europe nouvelle* und wurde eine bekannte politische Schriftstellerin. Ich war noch ein kleines Mädchen, als sie in Frankreich die Kampagne für die politische und bürgerliche Gleichberechtigung der Frauen, einschließlich des Stimmrechtes, anführte. Sie bat mich damals, in einem kurzen Film mitzuwirken, der beweisen sollte, daß eine Frau sich für Politik interessieren und gleichzeitig eine gewandte Hausfrau sein könne. Meine Tante hielt mit großer Geschicklichkeit vor der Kamera eine Rede und bereitete gleichzeitig ein Omelett zu. Ich mußte ein Ei aufschlagen. Ich erinnere mich noch daran, daß ich es — halber Junge, der ich war — wie immer unterlassen hatte, mir die Nägel zu putzen, und daß diese Szene neu gedreht werden mußte! Die zweite Schwester meines Vaters war eine der ersten Ärztinnen, die an Pariser Krankenhäusern zugelassen wurden und die später wichtige Untersuchungen über die Auswirkungen von mangelhafter mütterlicher Liebe bei kleinen Kindern durchführte. Dann er-

innere ich mich an den allgemeinen Freudenausbruch in meiner Familie, als das Bild von Vaters jüngster Schwester, zusammen mit einem Interview, auf der ersten Seite einiger Pariser Zeitungen erschien. Sie hatte gerade als Erste das Schlußexamen der Hochschule für politische Wissenschaften bestanden.

Kein Wunder, daß alle meine kindlich ehrgeizigen Pläne mit dem Satz begannen: »Ich werde die erste Frau sein, die . . .« Mein Vater war Test-Pilot gewesen. Ich würde die erste Frau sein, die die Erde umkreisen und dabei beide Pole überfliegen würde! Wenn meine Weltkarte auf irgendeinem Dachboden liegt, wird auf ihr die nach langem Studieren ausgewählte Flugroute sicher noch eingezeichnet sein.

Es kamen der Krieg und die Besatzungszeit, die für Probeflüge einer Halbwüchsigen nicht gerade günstig waren. Ich richtete deshalb meine ehrgeizigen Pläne auf die Literatur: Ich würde die erste Frau in der Académie Française sein. Wie ist das lange her! 1975, im Jahr der Frau, hat Louise Weiss noch einmal ihre Kandidatur für die Académie Française angemeldet, aber die »Unsterblichen« (Titel der Mitglieder der Académie) sind immer noch ausschließlich männlich geblieben.

Die Befreiung kam, als ich mein letztes Jahr für das Lizentiat in alten Sprachen an der Sorbonne beginnen und mich ein wenig in der Lehrtätigkeit versuchen wollte. Ich war 19 Jahre alt, und die Erschütterungen, die unser Land erlebte, hatten auch meine Zukunftspläne tiefgreifend verändert. Das Frankreich, das wir uns nach dem Abzug der Deutschen so schön, so glücklich erträumt hatten, zerfleischte sich schon bei den ersten Säuberungsaktionen. Hatten wir so viel gelitten, um dann das zu erleben?

Als es im November 1944 an unserer Wohnungstür klingelte, ahnte ich nicht im geringsten, was da auf mich zukommen sollte. Ich öffnete die Türe und sah mich einem englischen Hauptmann gegenüber. Unsere Interessen waren damals eher irdisch, und ich schaute voll Verlangen auf seine khakifarbene Tasche, weil ich hoffte, sie enthalte etwas von jener Armee-Verpflegung, die für uns einem paradiesischen Mahl gleichkam. Meine Eltern führten ihn in den Salon. Als er aber später seine Tasche öffnete, gab es

eine Enttäuschung. Nicht das Geringste zu essen — nur Bücher, Broschüren und Zeitungen. Aber ich habe niemals einer gedruckten Seite widerstehen können, und nach vier Jahren Lügenpropaganda und Isolierung von der Welt hatte man einen wahren Heißhunger auf alles, was von draußen kam. Daß diese Bücher von der Moralischen Aufrüstung veröffentlicht worden waren, störte mich nicht. Sie kamen aus England und Amerika, und das war berauschend.

Nach drei Tagen hatte ich alles verschlungen und gleichzeitig eine Entdeckung gemacht: die der praktischen Vaterlandsliebe. Mehrere Male stieß ich auf den Satz: »So, wie ich bin, so ist auch mein Volk.« Frankreich wäre also nur das, was wir — einzeln und gemeinsam — aus diesem Land machten. Und die Franzosen wären nur in dem Maße zu verändern, in dem ich selber zur Veränderung bereit war. Wenn ich ein ehrliches, geeintes, sauberes Frankreich wollte, bedeutete das eine revolutionäre Umstellung meiner täglichen Lebensweise und meiner Motivation. So einfach war das.

Ich fand sogar eine kleine Zeitung, die Kinder zwischen 10 und 12 Jahren gedruckt hatten. Sie beschrieben darin Entscheidungen, die sie getroffen hatten und die ihrem Land helfen sollten. Ein Kind wollte keine Marmelade mehr aus dem Schrank seiner Mutter stehlen, ein anderes nicht mehr im Bett faulenzten, wenn der Wecker geläutet hatte. Kindliche Sachen? Natürlich, es war eine Kinderzeitung, aber man sah die Ansätze zu jenen echten Lösungen, die so einfach und zugleich so schwer sind.

Schon Anfang 1945 konnte ich zusammen mit einer Studienfreundin von der Sorbonne nach England fahren, um die Arbeit der Moralischen Aufrüstung an Ort und Stelle kennenzulernen. Am Tag der japanischen Kapitulation befanden wir uns unter Tausenden von Engländern vor dem Buckingham Palast und jubelten der englischen Königsfamilie zu.

Ein Jahr später, das Hochschuldiplom in der Tasche, machte ich mich auf nach Caux, dem internationalen Zentrum der Moralischen Aufrüstung, das von Schweizern gerade eröffnet worden war. Dort sollte mein Leben seine endgültige Ausrichtung be-

kommen. Die Rolle, die Caux bei der europäischen Aussöhnung, dem geistigen Wiederaufbau der Völker der Nachkriegszeit und den großen Krisen während der Entkolonialisierung gespielt hat, gehört der Geschichte an und braucht hier nicht erwähnt zu werden. Ich selber habe dort etwas Entscheidendes gelernt: die Frage ist nicht, ob man Erste oder Letzte ist, eine große oder eine ganz kleine Rolle spielt; die Hauptsache ist, daß alles in mir in einem Kampf eingesetzt wird, der den Nöten unserer heutigen Welt angemessen ist.

Mein Interesse an der Rolle der Frau wechselte in den großen Küchen von Caux von der Theorie zur Praxis! Wir bereiteten dort in Gruppen von ungefähr fünfzehn Frauen — die dazu auch noch aus vielen verschiedenen Ländern oder Erdteilen kamen — Mahlzeiten für 1000 oder 1200 Gäste zu. Wir lernten uns während der Arbeit kennen. Ich entdeckte das tägliche Leben von Frauen von ganz anderer Herkunft, von sehr verschiedenen Rassen und Ländern. Dazu hatte ich das Vorrecht, als Dolmetscherin die Bekanntschaft von hervorragenden Frauen aus aller Welt zu machen.

In den darauffolgenden Jahren vertieften sich meine Erfahrungen auf zahlreichen Reisen, während derer wir in Familien aufgenommen wurden. Ich habe nie eine genaue Liste aufgestellt, aber ich habe sicher das Leben von 150 Familien in einem Dutzend Länder geteilt.

Dann kam die Reihe an uns, eine Familie zu gründen. Mein Mann ist Engländer. Die ersten drei Jahre nach unserer Heirat haben wir unsere Arbeit in Nordamerika, Japan und in Europa fortgesetzt. Dann haben wir uns in der Nähe von Paris niedergelassen, wo unser Sohn geboren wurde; später zogen wir nach Cambridge.

Ich hatte ein wenig mehr Muße zum Lesen. Und weil die Lebensbestimmung der Frau alle zu beschäftigen schien, habe ich mich in dieses Thema vertieft. In meinem Bücherschrank stehen Seite an Seite *Das andere Geschlecht* von Simone de Beauvoir, *Der Weiblichkeitswahn* von Betty Friedan, *Die Frau in der modernen Gesellschaft* von Evelyne Sullerot und ein Buch über

Mahatma Gandhi und die Frauen Indiens. Im Laufe der Sechziger Jahre wurde die Bewegung für die Emanzipation der Frau verdrängt durch den Feldzug für die Befreiung der Frau, der am Anfang vor allem Sache der Intellektuellen, Journalisten und — es muß wohl gesagt werden — von extrem Denkenden war. Pressekampagnen und Pressekonferenzen folgten einander, und viele der Ideen, die zuerst so extrem erschienen waren, gingen nach und nach in das Denken eines weiten Publikums ein.

Zwei zufällige Gespräche ließen mich deswegen aufhören. Wir warteten beim Schulausgang auf unsere Kinder.

»Sie werden mich nicht mehr oft hier sehen«, sagte mir eine der Mütter, »ich fange an zu arbeiten.«

Ich wußte, daß sie vier Kinder im Schulalter hatte. »Jetzt, wo Ihre Kinder alle in die Schule gehen, haben Sie wohl zu Hause nicht mehr genug zu tun?«

»Nein, das ist es nicht.«

»Sie werden vielleicht ein zusätzliches Einkommen nötig haben?«

»Nein, das ist es auch nicht.«

»Vielleicht haben Sie eine Ausbildung, einen Beruf, den Sie gerne weiterführen möchten?«

»Nein, eigentlich nicht.«

»Ja, was dann?«

»Ich habe einfach genug von den Bemerkungen meiner Nachbarinnen.«

Ich arbeitete für eine Zeitschrift an einem Artikel über die Familie. Für ein paar Minuten kam ein junger, 24jähriger Mann herein, dessen Eltern ich gut kannte. Ich fragte ihn, wie er die Zukunft der Familie sehe. Er sagte kategorisch: seine Frau würde arbeiten, seine Kinder würden zuerst in Krippen und dann in den entsprechenden Institutionen aufgezogen werden.

»Wer wird ihnen denn beibringen, ihre Kaugummi- und Schokoladepapiere nicht auf den Boden zu werfen?« fragte ich. Ich kannte eine Mutter, die fünf Jahre gebraucht hatte, ihren Kindern das beizubringen. »Es ist in unserem Kampf gegen die Um-

weltverschmutzung wichtig«, sagte ich. »Aber wer wird in Ihren Institutionen die Zeit haben, sich um so etwas zu kümmern?«

Meine Frage war bei diesem jungen Mann, der eben sein Hochschulstudium beendet hatte, nicht gerade populär! So fragte ich ihn: »Vor allem eines — wer wird die Fragen der Kinder beantworten?«

Alle Mütter kennen diese unpassenden und unendlich ernstesten Fragen, die die Kinder manchmal abends stellen, wenn man Zeit hat, ihnen zu antworten — oder auch genau dann und mit einer durchdringenden Stimme, wenn man sich im Lebensmittelladen drängeln muß. Ich zitierte dem jungen Mann als Beispiel eine Frage, die mir mein Sohn kürzlich über Adam und Eva gestellt hatte.

»Das ist sehr einfach«, antwortete er, »dafür wird man Kassetten haben, und wenn ein Kind eine Frage über Adam und Eva, oder den Ursprung des Menschen stellt, wird man ihm die passende Kassette vorspielen.«

Diese beiden Gespräche haben mich zu verschiedenen Fragen geführt.

Um auf mein Gespräch mit der jungen Frau zurückzukommen: War ihre Haltung wirklich das ersehnte Resultat der vielen Kampagnen für eine Freiheit der Wahl für alle Frauen? Diese Frau handelte weder aus persönlicher Neigung, noch aus wirtschaftlicher Notwendigkeit, noch aus familiärer Sorge. Sie gab ganz einfach dem Druck der öffentlichen Meinung nach.

Die zweite Frage ist wichtig, weil jener junge Mann typisch ist für eine große Zahl ernsthafter Menschen mit überdurchschnittlicher Bildung, die überzeugt sind, daß sie an der Spitze des Fortschritts marschieren. Ihre Behauptungen scheinen mir dennoch das genaue Gegenteil von dem zu sein, was die moderne Wissenschaft über die Entwicklung und die Psychologie des Kindes entdeckt hat.

In diesen Fragen liegt eine Herausforderung an den gesunden Menschenverstand, die die Frauen aufnehmen sollten.

Der Zufall wollte es, daß ich mich 1975 mit meiner Studienfreundin von der Sorbonne in England wiedertraf. Wir ergriffen beide auf einer Veranstaltung von 2000 Frauen in der Royal Festival Hall in London das Wort. Einige Wochen später kam sie mit ihrer Familie, um in unserem Haus in Cambridge ihren Urlaub zu verbringen. Während ihres Aufenthaltes mußte ich plötzlich ins Krankenhaus eingeliefert werden, wo der Arzt nach einer Operation einen ernsten Urteilsspruch fällte.

Deshalb möchte ich jetzt dieses Buch schreiben, an das ich schon seit Jahren denke. Ein Wunder wird es mir vielleicht erlauben, es zu Ende zu bringen. Ich weiß auf jeden Fall, daß ich jetzt keine Entschuldigung mehr habe, es nicht zu beginnen.

Simone de Beauvoir: *Das andere Geschlecht* (Drömer/Knauer, München 1961).
Betty Friedan: *Der Weiblichkeitswahn* (Rowohlt, Hamburg 1966).
Evelyne Sullerot: *Die Frau in der modernen Gesellschaft* (Kindler, München 1971).

1. Geliebte Freiheit

Man kann an den Fingern einer Hand die Werte abzählen, die den Menschen kostbarer sind als das eigene Leben und für die sie nicht zu töten, aber zu sterben bereit sind. Es sind die Wahrheit und der Glaube (Zeugen dafür sind die Märtyrer), die Familie und die erweiterte Familie: das Vaterland (Zeugen dafür sind die unzähligen Kreuze auf den Soldatenfriedhöfen) und schließlich die Freiheit. Der Widerhall, den sie im menschlichen Herzen weckt, ist so stark, daß kein Unterfangen, das heute um die Unterstützung von ganzen Völkerschaften wirbt, es ohne einen Appell an die Freiheit tun kann. Im Bürgerkrieg stehen auf der einen Seite die »Verteidiger der Freiheit«, auf der anderen die »Befreier«.

»Women's Lib«, »MLF«, »Frauenbefreiung« heißen die Fahnen, unter denen sich Millionen Frauen in Marsch gesetzt oder an Gitter gekettet und die öffentliche Meinung mit einer Flut von Artikeln, Büchern und Manifesten überschwemmt haben. Sogar die Werbung bedient sich ihrer. Sie erinnern sich vielleicht an das Plakat, auf dem eine Hausfrau mit entzücktem Ausdruck ihre Schürze in den Wind wirft. Darunter steht: »Moulinex befreit die Frau.«

Fragt man die Führerinnen dieser Bewegungen, wovon sie ihre Schwestern befreien wollen, werden sie um Antwort nicht verlegen sein. Die Liste ist lang: von der Ausbeutung durch die Männer und durch die Wirtschaft, von der Macht der Tabus, vom Joch der Schwangerschaft, von der Eintönigkeit der Hausarbeit, von der Diskriminierung ihres Geschlechts und so fort.

Die Methode, diese Befreiung zu erlangen, ist einfach. Man fordert Rechte: Stimm- und Wahlrechte, das Recht gewählt zu werden, Recht auf Scheidung, Recht auf Arbeit, auf kostenlose Abtreibung und Empfängnisverhütung, das Recht der Hausfrau auf staatlichen Lohn, das Recht auf sexuelle Freiheit usw.

Frei wovon, das ist klar. Aber frei wozu? Die meisten Antworten darauf werden heißen: frei sein, um sich entfalten zu

können und sich selbst zu verwirklichen; um seine Gaben zu entwickeln und seine Fähigkeiten einsetzen zu können. Für viele Frauen in der westlichen Welt geht es hauptsächlich — wenn nicht ausschließlich — um die »Selbstverwirklichung« als Lebensziel. Es hätte daraus ein Ausbruch schöpferischer Kräfte, eine frohe Entwicklung verschiedenartigster Persönlichkeiten nebeneinander wie Blumen auf einer Frühlingswiese entstehen müssen. Aber seien wir ehrlich — ist es so gekommen? Sprechen unsere Theorien die gleiche Sprache wie die Gesichter in den Läden, in der U-Bahn, im Verkehr?

Ein uns befreundeter Arzt sagte mir einmal, nicht ohne ein Quentchen Humor: »Wenn ein Mensch zu 5% um sich selber kreist, ist er unwirksam; bei 15% ist er unglücklich, und bei 85% sperrt man ihn in eine Heilanstalt. Und doch will man uns glauben machen, daß völlig mit sich selbst beschäftigt sein und tun zu können, was einem paßt, ein gewaltiger Fortschritt für die Menschheit wäre!«

Ich weiß nicht, ob unsere Mütter und Großmütter bessere Frauen waren als wir; ich bezweifle es. Wir gleichen ihnen wahrscheinlich sehr. Ihr Weg jedoch war durch ganz klare Wegweiser bezeichnet: »Gerader Weg«, »Schlüpfriger Abhang«, »Gefahr«, »hier gut«, »dort schlecht«. Die Frau, die den geraden Weg nehmen wollte, brauchte nur den Markierungen zu folgen. Diejenige, die es vorzog, vom geraden Weg abzuweichen, wußte, wo sie es tat. Im Laufe des 20. Jahrhunderts sind alle diese Wegweiser, einer nach dem anderen, entfernt worden. Immer mehr Menschen begannen ernsthaft daran zu glauben, daß es keinen Weg mehr gebe und daß mit den Wegweisern auch Gut und Böse verschwunden seien.

Wie soll man sich aber in einer weglosen und unbekanntem Gegend zurechtfinden? Da hilft nur ein Kompaß.

Im März 1969, als die Gärung vom Mai 1968 die Gemüter noch sehr bewegte, war ich in Liévin auf einer Zusammenkunft von ungefähr hundert Hochschullehrern. Professor Theophil Spoerri¹ ergriff das Wort, um über etwas zu sprechen, das nach

den jüngsten Ereignissen in Frankreich keiner der Hörer erwartet hatte. Er sprach über den »inneren Kompaß«. Man hätte im Saal eine Stecknadel fallen hören können. Hier ist ein Auszug von dem, was er sagte:

»Da ich mich an Kollegen aus der Erziehung wende, möchte ich von dem Kostbarsten erzählen, das ich in meiner langen Laufbahn als Lehrer gefunden habe . . . Ich unterrichtete am Tage und studierte nachts. Nicht um mir einen höheren Posten zu ergattern, sondern weil ich nach diesem einen wertvollen Ding suchte, von dem ich noch nicht einmal den Namen wußte und das man den *inneren Kompaß* nennt.

Ich weiß nicht, wie Radar funktioniert, aber ich kenne den Kompaß. Sie wissen, daß dieses kleine Instrument meist die Form einer Uhr mit einem Zifferblatt hat, auf dem die vier Himmelsrichtungen eingetragen sind. Man kann den Kompaß in alle Richtungen drehen, ihn in seine Tasche stecken und ihn sogar wegwerfen — was viele heute tun. Aber das hat alles keine Wirkung auf die kleine Nadel, die unwandelbar wieder in die gleiche Richtung weist.

Wird die Nadel nun von innen oder von außen gesteuert? Der Techniker wird sofort antworten: von außen, denn sie gehorcht der Anziehung eines Kraftfeldes im Weltraum. Ein anderer würde sagen: sie tut es, weil sie in sich selbst magnetisch ist.

Es gibt also eine mögliche Übereinstimmung zwischen den äußeren und den inneren Kräften. Sobald die Nadel auf Norden zeigt, nehmen die vier Himmelsrichtungen ihren rechten Platz ein. Man weiß genau, wie man sich in der Gegend orientieren und welche Richtung man einschlagen muß. Dieses Bild berührt uns alle, denn jedem Menschen ist ein innerer Kompaß mitgegeben. Sobald das Leben beginnt, erwacht dieser Richtungssinn.

Nach Teilhard de Chardin erweckt ein zielgerichtetes Tasten die schöpferische Entwicklung der Organismen². Im Menschen verwandelt sich dieses Tasten nach oben in sein Gewissen — das heißt, daß der Richtungssinn dem Menschen bewußt wird und ihm erlaubt, in aller Freiheit den Weg zu wählen, den er gehen will.

Mit Hilfe dieses inneren Kompasses den Weg zur Befreiung der Frau zu finden, ist eine vielversprechende, bewegende Erfahrung. Als ich damit begann, hatte ich den Eindruck, daß sich in der Landschaft eine Art allgemeine Umkehr der Himmelsrichtungen vollzog.

Angenommen, wir Frauen würden uns zuerst für das Ziel entscheiden, für das wir frei sein möchten: Müßte es nicht ein Ziel sein, das uns weit über uns selbst und unsere Begrenzungen hinausführt und das in direkter Beziehung steht zu den Widersprüchlichkeiten der heutigen Welt? Angenommen, wir antworteten: Wir wollen frei werden, um eine Gesellschaft aufzubauen, in der niemand einfach an sich reißt, was er begehrt, und wo niemand begierig zu sein braucht, weil das Leben einen Sinn hat und das Herz befriedigt ist.

Würde in diesem Licht die Liste der Dinge, von denen wir frei werden wollen, nicht anders aussehen als die erste Liste? Wir würden befreit werden wollen von unseren persönlichen Forderungen, unseren kleinlichen Eifersüchteleien, von der Sucht nach Vergnügen und Komfort, von der Sucht nach Macht und nach Kontrolle. Wir müßten auch unsere Ängste und Verbitterungen loswerden, den Wunch, uns zu rechtfertigen, müßten die Gewohnheiten, deren Sklaven wir sind, und alle unsere Vorurteile ablegen. Mit einem Wort — wir könnten frei werden.

Natürlich werden wir Rechte in Anspruch nehmen müssen, aber Rechte, die vollständig umgewertet sind: das Recht, sich verwunden zu lassen, ohne selber verwunden zu wollen; das Recht zu dienen, hart zu arbeiten, ohne Belohnung zu erwarten; das Recht, der Wahrheit ins Auge zu sehen, ohne zu erbaulichen Lügen Zuflucht zu nehmen; das Recht, fröhlich zu geben, zu opfern; das Recht auf Reinheit, die das ganze Gefüge unserer Gesellschaft wie mit einem frischen Strom reinigt und ihm neues Leben gibt.

Sie werden mir sagen, meine Liste von Rechten gleiche eher einer Liste von Pflichten. Aber so ist es nicht — außer man wolle uns diese Rechte von außen aufzwingen. Wenn wir sie aber mit Hilfe des inneren Kompasses entdecken, wissen wir, daß es sich wirklich um absolut grundlegende Rechte handelt.

Bleiben wir auf der Suche nach der wahren Befreiung der Frau, und wir werden bald merken, daß wir auf verschiedene Gegenkräfte stoßen. Sie sind Teil unserer modernen Denkweise geworden, und wir wollen in den folgenden Kapiteln auf sie eingehen.

¹ Professor Theophil Spoerri (1890—1974), Ordinarius für romanische Philologie und Rektor der Universität Zürich.

² Pierre Teilhard de Chardin: *Der Mensch im Kosmos* (Walter, Olten/Freiburg 1959), S. 91 ff.

2. Moderner Aberglaube

Eine erste Gegenkraft, die jenen inneren Kompaß zu stören droht, mit dem wir auf der Suche nach der Freiheit unterwegs sind, ist das, was ich Aberglaube nennen möchte. Wir meinen vielleicht, in unserem aufgeklärten Jahrhundert den Aberglauben überwunden zu haben. Dem ist nicht so. Wir haben es mit einer neuen Art, dem wissenschaftlichen Aberglauben, zu tun. Es ist ein schon fast hundertjähriges Phänomen, das aber erst heute seine bittersten Früchte hervorbringt. Man will uns mit einer Reihe von unbewiesenen Un-Wahrheiten überrumpeln, nur weil sie mit einer scheinbar wissenschaftlichen Autorität bemäntelt sind.

Die unheilvollste und vielleicht heimtückischste dieser Un-Wahrheiten scheint mir diese zu sein: Was nicht mit wissenschaftlichen Mitteln gemessen oder mit Statistiken bewiesen werden kann, hat weder objektive Realität noch sonst irgendeinen Wert. Daß wir uns damit von Blaise Pascal, einem wahren Gelehrten, entfernen, sei nur nebenbei bemerkt. Er erkannte dem Geistigen (»l'esprit de finesse«) seine volle Bedeutung zu und stellte es der Wissenschaft (»l'esprit de géométrie«) an die Seite.

Ich möchte aus meiner Familie ein Beispiel dieser Doppelseitigkeit bringen. Der Zufall machte uns zu Erben einer Anzahl unglaublich vielseitiger Vorfahren. Der Gegensatz, den meine beiden Großmütter darstellten, hat mich oft sehr belustigt.

Meine Großmutter mütterlicherseits, die wir zärtlich Granny nannten, obwohl sie bis an die Fingerspitzen Pariserin war, wurde in einer Klosterschule auf dem Lande erzogen. Ihre überströmende Phantasie fügte sich schlecht in die dortige Enge ein. »Du bist ein Ausbund des Teufels«, antworteten ihr die Nonnen auf ihre verfänglichen Fragen.

Man hatte ihr erzählt, in der Hölle würde eine Riesenuhr von einer Ewigkeit zur anderen im Rhythmus ihres Pendels »immer-niemals, immer-niemals« wiederholen. Der Gedanke an diese

Uhr ließ meine Großmutter am Tage erschauern und verursachte ihr nachts Alpträume. Im Alter von 15 Jahren gab sie der Religion den Laufpaß. Sie heiratete zwar noch kirchlich, um ihre Eltern nicht zu verletzen. Aber sie kam mit meinem Großvater überein, daß sie ihren Kindern keinerlei Religionsunterricht geben würden. Sie hielten Wort.

Als Granny in die Fünfziger kam, begann sie zum Glauben ihrer Kindheit zurückzufinden.

Sie beobachtete mit Interesse meinen wachsenden Glauben und mein Engagement.

Als ich ihr einmal während ihrer letzten Lebensjahre zwischen zwei Reisen einen Besuch machte, wartete sie darauf, bis wir allein waren. Dann ließ sie mich zu ihren Füßen sitzen, schaute mir gerade in die Augen und fragte mich:

»Also, mein Kleines, glaubst du immer noch daran?«

»Ja, Granny, mehr denn je.«

»Ah«, sagte sie, und ihr Ausdruck entspannte sich.

Während ich auf einer Reise in Deutschland war, wurde sie krank. Sie war fast bewußtlos, als ich sie wiedersah. Aber sie hatte ein letztes Mal auf mich gewartet. Sie drückte mir die Hand, und ich wußte, daß sie mich erkannt hatte. Drei Nächte später wachte ich gerade bei ihr, als ihr so warmes und großzügiges Herz zu schlagen aufhörte. Ihr langer Kampf mit dem Zweifel war zu Ende.

Grandmaman, unsere andere Großmutter, verkörperte dagegen die Universitätstradition und war Freidenkerin. Ihr Vater war ein Gelehrter der Augenheilkunde. Für sie war die menschliche Intelligenz die höchste Instanz und die Dummheit ein unverzeihliches Verbrechen. Die Religion? Mummenschanz! Das war einer ihrer Lieblingsausdrücke. Wenn meine Schwester und ich bei ihr zu Mittag aßen, servierte sie uns nachher einen geradezu berühmten Kaffee und begleitete ihn, gleichsam als Ritus, mit einer antiklerikalen Tirade von zehn Minuten. Anschließend entließ sie uns dann mit bestem Gewissen in die Stadt. Man erzählte in der Familie, daß sich Grandmaman bei der Konfirmation meiner Kusine direkt unter die Kanzel gesetzt und während des gan-

zen Gottesdienstes demonstrativ in einem Buch von Voltaire gelesen habe.

Sie hatte sich als Wappentier eine Ziege ausgesucht und dazu die Devise: »Pede velox, cornu ferox.« (»Mit flinkem Huf und wildem Horn.«) In ihrer Überzeugung war eine Strenge, eine Kampfbereitschaft und Hartnäckigkeit, die ich bewunderte. Bei ihrer Beerdigung schien der Pastor dieser Ungläubigen einen gewissen Tribut zu zollen, denn er wählte für die Ansprache den Text aus der Offenbarung (3, 15): »Ach, daß du kalt oder warm wärest!«

So habe ich von zwei verschiedenen Seiten die Sorge nach der Wahrheit geerbt: die Wahrheit, die sich nach der Liebe ausstreckt, und jene, die nach Tatsachen verlangt. Die eine wie die andere drängen ans Licht und verabscheuen das Halbdunkel der Kompromisse. Es scheint mir da keinen Widerspruch zu geben.

Kürzlich sah ich ein Fernsehprogramm über Medizin und Heilung durch den Glauben. Ein Arzt, der Pfarrer werden wollte, mußte sich von einem Kollegen sagen lassen: »Hier trennen sich unsere Wege. Du gehst den Weg des Glaubens, ich den der Wissenschaft!« Solch eine Bemerkung scheint mir der Gipfel der Unlogik zu sein. Ob tote Materie oder Energie, ob Lebewesen oder Geist — es sind Tatsachen, sie alle gehorchen auf ihren Gebieten ihren eigenen Gesetzen, und ich habe nie verstanden, wieso der Geist im Widerspruch etwa zur Biologie oder die Energie im Widerspruch zur Materie stehen sollen. Noch zu Lebzeiten meiner beiden Großmütter hat eine stille Revolution stattgefunden. Als sie geboren wurden, spielte der Priester noch die Rolle des Orakels in der Gesellschaft. Als sie starben, hatte der Wissenschaftler seinen Platz eingenommen und wurde nun zum Hüter der Unfehlbarkeit. Der schwarze Rock hatte dem weißen Kittel Platz gemacht. Soll das heißen, daß die Herzen, die unter dem einen wie dem anderen schlagen, so sehr verschieden sind? Es gibt immer anmaßende Geister, die sich im Besitz der Wahrheit wähnen. Es gibt andere, die sich ihrer Grenzen bewußt und bescheiden genug sind, um zu wissen, daß man die Wahrheit nie besitzen, sondern ihr nur dienen kann.

Die Kirche ist lange Zeit — und nicht immer grundlos — angeklagt worden, Obskurantismus und Aberglauben unterstützt zu haben. Heute muß man sich fragen, ob nicht manche Wissenschaftler das moralische Analphabetentum fördern. Eine sogenannte Wissenschaft, leichtfertig unter das Volk gebracht, schützt über die heutige Bevölkerung ein Maß an Aberglauben aus, das einen fast an mittelalterliche Zustände erinnert, so stark wird das Gewissen belastet. Diejenigen, die es wagen, lästige Fragen zu stellen, werden nicht mehr exkommuniziert, sondern wirkungsvoll in das dunkle Abseits verbannt. Man wird nicht mehr Ketzer geheißen, sondern altmodisch und unmodern, und solche Anklage trifft schwer.

Auf drei Gebieten, die unser Thema direkt berühren — in der Psychologie, der Physiologie und der Soziologie — übt dieser moderne Aberglaube verstärkten Druck aus. Das Ergebnis ist wie ein dunkles Gewebe, das sich ständig über unsere Urteilsfähigkeit spannt und sie beschattet. Und schließlich können wir nur noch glauben, daß der Mensch durch sein Unterbewußtsein, seine Moleküle und seine soziale Umwelt bestimmt wird.

Auf unserer Suche nach der Befreiung der Frau befinden wir uns jetzt wie auf einer Autobahn: Die materialistischen Biologen beherrschen die erste Fahrspur, Freud und seine Anhänger die zweite, und die dritte steht unter dem Schild von Marx und von Revolutionären verschiedener Richtungen, die sich auf ihn berufen. Von diesen Ideen ist die ganze Bewegung zur Emanzipation der Frau auf besondere Art geprägt worden.

Eine Hausfrau und Mutter ist auf diesen Gebieten kein Fachmann und daher kaum zuständig. Aber sie kann sich immer die Fragen stellen, die ihr der gesunde Menschenverstand eingibt: Ist diese verführerische und so belebte Straße die einzige? Führt sie uns wirklich zu der Bestimmung, die wir suchen? Die folgenden Kapitel stellen einige Überlegungen zu diesem Thema an.

3. Vom Affen zum Menschen — die erste Spur

Es gibt keinen besseren Ausgangspunkt als Cambridge, um die erste unserer Fragen aufzugreifen. Hier hat Charles Darwin gelebt, der geniale Theoretiker der Entstehung der Arten. Sein malerisches Haus, die alte Kornhalle, ist heute ein Gymnasium, das seinen Namen trägt. Auch der Anthropologe und Archäologe Professor Louis Leakey hat in Cambridge Vorlesungen gehalten. Seine Ausgrabungen in Olduvai in Tansania haben es ermöglicht, den bis dahin bekannten Ursprung menschlicher Lebewesen um eine Million Jahre vorzuverlegen. Er hat bei Generationen von Studenten und Forschern einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen. Watson und Crick haben hier das Rätsel um den Molekularaufbau der Ribonukleinsäure gelüftet und so entdeckt, wie der berühmte genetische Kode funktioniert. Für diese Arbeit haben sie den Nobelpreis bekommen.

In Madingley, einem reizenden kleinen Dorf der Umgebung, verbirgt sich ein Forschungsinstitut für Tierverhalten. Als wir nach Cambridge zogen, arbeiteten zwei unserer Freunde dort. Er war Spezialist für Schimpansen. Sie beobachtete an Rhesusaffen die Auswirkungen der Entwöhnung und der Trennung von ihrer Mutter. Einmal im Jahr öffnete das Institut seine Türen für Freunde und Neugierige.

Mich faszinierten am meisten die Arbeiten mit Küken. Man weiß, daß viele Vögel den ersten Gegenstand, auf den ihr Auge im Moment des Ausschlüpfens fällt, als »Mutter« annehmen. Unter normalen Bedingungen ist es natürlich die Mutter. Hier im Labor hielt man hingegen den frisch entschlüpften Küken alles Mögliche, zum Beispiel auch Farben, vor. Ein Küken nahm Rot als seine Mutter an, ein anderes Blau. Ihre Reaktionen auf diese Farben wurden dann untersucht.

Ein weiteres Beispiel — eines unter tausend anderen — habe ich mir ausgesucht, weil es mir fast poetisch schien: Ein bekannter tropischer Vogel, der Webervogel, webt die Blätter und Gräser zusammen, mit denen er sein Nest baut. Die Zoologen in Ma-

dingley wollten erfahren, ob der Webervogel es lernt, sein Nest so zu bauen, oder ob er es ganz nach Instinkt macht. Aus einem Paar zogen sie nacheinander vierzehn Generationen auf, denen sie weder Gräser noch Blätter gaben. Die Vögel legten ihre Eier in vorgebaute Nester. Als die fünfzehnte Generation an den Nestbau ging, gab man den Vögeln wieder Gräser und Blätter, und sofort bauten sie ein für ihre Art perfektes und typisches Nest.

Bei den höherentwickelten Säugetieren, besonders bei den großen Menschenaffen, wird der Instinkt teilweise durch Lernen ersetzt. So haben die Gibbon-Affen regelrechte Schulen für ihre Kinder.

Wenn die Zoologie also so genau wissenschaftliche Untersuchungen durchführen konnte, dann nur deshalb, weil die Verhaltensweisen der Tiere unauslöschlich mit ihren Instinkten verbunden sind.

Der Mensch hat ebenfalls ein gewaltiges Erbgut an Fähigkeiten, Instinkten und Gaben, das mit allen Fasern seines Wesens verwurzelt ist und das sich in den Chromosomen jeder Zelle wiederfindet. Und dennoch ist der Mensch nicht so vorprogrammiert, daß er instinktiv mit richtigem Verhalten auf die vielen Veränderungen in seinem Leben zu reagieren vermag.

Professor Paul Chauchard ist einer der bekanntesten Gehirn-spezialisten in Frankreich. Als ich ihm das erste Mal begegnete, war er Direktor der *Ecole pratique des Hautes Etudes* an der Sorbonne. Man mußte viele Stufen bis hinauf unters Dach steigen. Dann folgte man einem gewundenen Gang, kam an einem Kühlschrank vorbei, dessen Inhalt ein Außenstehender wie ich sich lieber nicht vorstellte, und fand schließlich den Professor in einem kleinen Zimmer — halb Labor, halb Büro —, das ebenso bescheiden war wie er selbst.

Ich möchte hier aus einem Vortrag zitieren, den er im Jahre 1966 gehalten hat:

»Der Mensch ist oft als ein dreiteiliges Wesen definiert worden: Zunächst der körperliche Mensch mit seinen Instinkten,

dann der denkende Mensch mit seiner Intelligenz, und schließlich die freie und verantwortungsbewußte Persönlichkeit. Dieser oberste Teil unseres Wesens, jene ›feine Spitze der Seele‹ (la fine pointe de l'âme) wird oft als rein geistig angesehen. Das ist ein Irrtum. Wir verstehen heute, daß es im Gehirn einen dreiteiligen Aufbau gibt, der der vorher erwähnten Dreiteilung des menschlichen Wesens entspricht. Wir haben ein niedriges, primitives Gehirn, das für unsere organische Einheit und das instinktiv-gefühlsmäßige elementare Leben verantwortlich ist. Dann haben wir ein höheres, intellektuelles Gehirn, das wie ein Koordinationszentrum Fühlen, Denken und Handeln bestimmt und gleichzeitig angeeignete Reaktionen speichert. Und schließlich besitzen wir noch ein drittes Gehirn, dessen Nervenverbindungen es uns erlauben, mit einer gewissen Distanz über eine Tat nachzudenken, und unter Ausnutzung früherer Erfahrungen und dem Wunsch, unsere Zukunft in Beziehung zu einem Ideal zu bringen, uns dann frei zu entscheiden.

Aber unser primitives Gehirn gibt uns nicht die Möglichkeit, die das Tier hat: seine tierischen Instinkte bestimmen auch gleich richtige Verhaltensweisen. Die Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse hängt vom höheren Gehirn ab. Der Mensch geht vom Instinkt zum Wissen, vom Wissen zur Auswertung über, aber aus dieser Aufeinanderfolge kann auch eine schlechte Auswertung wachsen. Der Mensch muß sich nicht einfach Wissen aneignen; er muß lernen, was gut und recht, was böse und schlecht ist. Des Nachdenkens fähig, ist er nun verpflichtet nachzudenken, damit er Mensch bleiben kann.«

So könnte man sagen, daß jeder von uns einem Künstler gleicht, dem man eine Palette mit ganz bestimmten Farben gibt; einige Farbtöne herrschen vor, andere fehlen. Aber der Künstler ist frei, mittels seiner Palette eine Kleckserei oder ein Meisterwerk hervorzubringen.

4. Freud in verdünnter Lösung — die zweite Spur

Wollten wir die großen Schulen der klassischen Psychologie studieren, dann sollten wir uns von Cambridge nach Mitteleuropa begeben.

Dort — in Wien, in Deutschland und in der Schweiz haben viele Theorien, die den größten Widerhall gefunden haben, ihren Ursprung genommen. Wir könnten uns aber auch nach Amerika begeben, wo heute eine große Zahl von Psychologen, Psychiatern und Psychoanalytikern — Erben der großen Meister — tätig sind. Uns interessiert es ja mehr, den Auswirkungen Freudscher Ideen nachzugehen, die in Mengen — verwässert und verformt — über die Gesamtheit der Frauen ausgeschüttet werden: man braucht nur zum Friseur zu gehen, es sich dort bequem zu machen und in den Berg von Frauenzeitschriften zu greifen, die dort liegen.

Da sehen wir zum Beispiel eine Karikatur: Hans bringt aus der Schule ein Zeugnisheft mit lauter schlechten Noten nach Hause. Er zeigt es seinem Vater und fragt ganz harmlos: »Wer ist hier schuld — die Vererbung oder die Umwelt?«

Ein paar Seiten weiter lockt ein Spiel: »Wie man seine eigenen Träume deuten kann.« Dann folgt ein Kurzroman, in dem eine Frau am Vorabend der Hochzeit ihres einzigen Sohnes — von einem ebenso unverständlichen wie unwiderstehlichen Impuls ergriffen — in einer Auslage ein *Négligé* aus schwarzer Seide stiehlt. Das Drama entwickelt sich: Die Frau und ihr Mann werden zuerst von einem Anwalt, dann von einem Psychiater angehört, mildernde Umstände werden entdeckt, usw. Wir schwimmen schon ganz in der Psychoanalyse. Ob wir es nun mögen oder nicht, wir leben in einer Atmosphäre, die von den Entdeckungen unseres Jahrhunderts auf diesem Gebiet geprägt ist. Warum sind sie so populär geworden? Ich vermute, daß die Öffentlichkeit die Gelegenheit ergriffen hat, ihr genehme Begriffe einzuführen, die aber mit den erwähnten Entdeckungen nur mehr wenig gemeinsam haben.

Nehmen wir zum Beispiel die volkstümliche Ansicht, Freud habe gesagt: »Läßt man einen Menschen nicht das tun, wozu er Lust hat, wird er Komplexe bekommen.« Hier sind schon die Quellen vermischt. Der »Vater des Komplexes« ist nämlich nicht Freud, sondern Adler, der den Willen zur Macht als den Schlüssel zur menschlichen Psyche bezeichnet hat.

Was Freud hingegen wirklich gesagt hat und was das Herzstück seiner genialen Entdeckungen bildet, ist die Erkenntnis, daß keine einzige lebendige Regung der menschlichen Psyche ausgelöscht werden kann. Entweder wird diese Regung zur Tat umgewandelt, oder sie wird sublimiert und für ein höheres Ziel hingegen, oder ins Unterbewußte verdrängt, wo sie aber nicht verschwindet, sondern bei vielen unberechenbaren Gelegenheiten wieder auftaucht. So setzen jene verdrängten Regungen ihr unterirdisches Werk fort, bis sie erneut in die Klarheit des Bewußtseins kommen und durch solch ein Bewußtwerden geheilt werden können.

Das will nicht heißen, im Wortschatz von Freud existiere das Wort »Nein« nicht. Ganz im Gegenteil: Das »Nein« ist nicht von der Seite des »Ja« wegzudenken — das Prinzip des Gesetzes steht neben dem der Lust; der Vater, das erste verkörpernd, steht an der Seite der Mutter, die — nach Freud — das zweite darstellt.

Den zweiten volkstümlichen Irrtum kann man so zusammenfassen: »Das ist nicht meine Schuld, sondern die meines Unbewußten.« Diese Behauptung ist um so verfänglicher, als sie einen Teil Wahrheit enthält. Wir werden in der Tat durch Reaktionen gesteuert, die seit der frühen Kindheit in uns verschlossen sind — ob wir nun mit der stark sexuellen Färbung, die ihnen Freud gibt, einverstanden sind oder nicht. Von diesem Standpunkt aus ist es nur ein kleiner Schritt zu der Annahme, wir trügen für das Unbewußte gar keine Verantwortung. Wir tun diesen Schritt gern, weil er uns eine bequeme Rechtfertigung bietet.

Wir brauchen keinen Psychoanalytiker, um uns erklären zu lassen, daß wir neben dem »inneren Kompaß« auch etwas haben, das wie eine innere Lichtquelle funktioniert. Damit meine ich eine

Erfahrung, die wir gewiß alle gemacht haben und die ich eine wirkliche Gnade nennen möchte: Ein seit langem vergessenes, aber unser Leben bestimmendes Ereignis taucht plötzlich wieder ins helle Licht unseres Bewußtseins ein. Das ist eine Chance, die ich unbedingt ergreifen muß. Indem ich das Schmerzliche an diesem Ereignis klar erkenne und annehme, lösen sich die verwirrten Fäden der Vergangenheit.

Ich kannte eine Frau, die in sehr tragischen Familienverhältnissen gelebt hatte. Ein schwerer Vorfall in ihrer Kindheit hatte sie dazu geführt, ihr Herz einem Familienmitglied gegenüber fest zu verschließen. Fünfzehn Jahre später kam ihr dieses Ereignis wieder in den Sinn. Sie wehrte sich heftig dagegen: »Ich war viel zu jung. Es war nicht meine Schuld!« In diesem Moment kam ihr ein neuer Gedanke: »Wenn du die Reife hattest, dein Herz zu verschließen, hattest du sie auch, um es zu öffnen.« Als sie aufhörte, sich hinter Entschuldigungen zu verstecken, übernahm sie volle Verantwortung für das, was sie selbst getan hatte, und konnte dann neue Beziehungen zu jener Verwandten anknüpfen.

Aber nicht nur die Erinnerung, auch eine unerwartete Handlung oder die Bemerkungen eines Dritten können uns einen Anstoß geben.

Ich erinnere mich, in einer Zeitschrift gelesen zu haben, daß man in Kalifornien folgendes Experiment gemacht hat: Fünfhundert Zuschauer wurden in einem Kino versammelt und mit Elektroden versehen, die an einen komplizierten Registrierapparat angeschlossen waren. Dann wurde ein pornographischer Film vorgeführt. Nach den durch diesen Apparat aufgezeichneten Ergebnissen folgerte man, daß Pornographie absolut keine Wirkung auf das menschliche Wesen hat. Sowohl Pornographiehändler wie auch Polizeikommissare hätten rascher und exakter auf diese Frage Antwort geben können!

Man hat ebenfalls in Amerika sehr ausführliche Fragebögen zum Studium der Persönlichkeit ausgearbeitet. Die Universität Minnesota, zum Beispiel, entwickelte ein »Inventar der Persönlichkeit«, das 550 Fragen enthält. Gleichzeitig mit diesem Frage-

bogen muß man sich einer gewissen Anzahl von Gegenkontrollen unterziehen: um den Faktor Lüge zu bewerten, den Faktor Verwirrung und den Faktor der unbewußten Weigerung von den gestellten Fragen.

Aber welche Bedeutung hätte es überhaupt, wenn man einen statistisch genau ermittelten Durchschnitt des menschlichen Verhaltens aufstellen könnte? Sind nicht manchmal gerade die Außergewöhnlichen, die Mutanten, die echten Vertreter der Entwicklung ihrer Art?

Professor Debray-Ritzen, dem man gewiß nicht vorwerfen kann, ein Schöngeist zu sein, schreibt in seinem Buch *La Scolastique Freudienne*: »Jeder von uns ist einmalig durch seine Gene und einmalig durch seine Seele, durch den einzigartigen Aufbau von Milliarden von Gehirnverbindungen, die von den ersten Lebensmonaten an vorhanden sind. Daher diese vielfältige, durch mannigfache Faktoren — unter vielen anderen natürlich auch sexuelle — beeinflusste komplexe Psyche.«¹

Am Ende dieses Kapitels möchte ich noch einmal auf die Frage zurückkommen, ob wir wirklich Sklaven unserer inneren Veranlagungen sind, und möchte dazu das Wort dem österreichischen Psychologen Viktor Frankl geben.

Frankl schätzt, daß, wenn man mit Hilfe der verschiedenen traditionellen Methoden achtzig Prozent der psychischen Probleme der Menschen erklärt habe, immer noch zwanzig Prozent zurückbleiben, die man ganz auf das, was er die »existentielle Frustration« nennt, zurückführen kann — wir würden das vielleicht mit dem Satz »Das Leben hat keinen Sinn mehr« ausdrücken. Seine Heilmethode, die er Logotherapie genannt hat, besteht darin, dem einzelnen zu helfen, dort einen Sinn fürs Leben wiederzufinden, wo er keinen mehr sah.

Es gibt der Stimme Frankls eine besondere Autorität, daß sein Denken in der härtesten Feuerprobe, nämlich im Konzentrationslager, geformt wurde. Er schreibt dazu in seinem Buch »... trotzdem Ja zum Leben sagen«: »Denn nicht nur ein tätiges Leben hat Sinn, indem es den Menschen die Möglichkeit gibt, in schöpferischer Weise Werte zu verwirklichen; und nicht nur ein genießen-

des Leben hat Sinn, also ein Leben, das den Menschen Gelegenheit gibt, im Erlebnis der Schönheit, im Erleben von Kunst oder Natur sich zu erfüllen; sondern auch noch das Leben behält seinen Sinn, das — wie etwa im Konzentrationslager — kaum eine Chance mehr bietet, schöpferisch oder erlebend Werte zu verwirklichen, vielmehr nur noch eine letzte Möglichkeit zuläßt, das Leben sinnvoll zu gestalten, nämlich eben in der Weise, in der sich der Mensch zu dieser äußerlich erzwungenen Einschränkung seines Daseins einstellt.

Man kann dem Menschen im KZ alles nehmen, nur nicht die letzte menschliche Freiheit, sich zu den gegebenen Verhältnissen so oder so einzustellen. Und es gab ein ›So oder So!‹ Und jeder Tag und jede Stunde im Lager gab tausendfältige Gelegenheit, diese innere Entscheidung zu vollziehen, die eine Entscheidung des Menschen für oder gegen den Verfall an jene Mächte darstellte, die dem Menschen sein Eigentliches zu rauben drohen — seine innere Freiheit — und ihn dazu verführen, unter Verzicht auf Freiheit und Würde zum bloßen Spielball und Objekt der äußeren Bedingungen zu werden und sich von ihnen zum typischen Lagerhäftling umprägen zu lassen.«²

Hier zeigen sich neue Perspektiven. Ein Ziel für unser Leben — vielleicht liegt da der Schlüssel. Wenn das Ziel groß genug ist und mit genügend Leidenschaft und Disziplin verfolgt wird, kann das Unbewußte integriert und schließlich eine harmonische Persönlichkeit geschaffen werden.

¹ Pierre Debray-Ritzen: *La Scolastique freudienne* (Fayard, Paris 1972), S. 82.

² Viktor E. Frankl: ... *trotzdem Ja zum Leben sagen* (Kösel, München 1977), S. 109—110, 108.

5. Die Pille und die Schlange

Schlucke die Pille wer will, aber ich weigere mich, Halbwahrheiten zu schlucken. Nun gibt es aber einige Halbwahrheiten, die man uns in einer Sache, die uns persönlich berührt, aufzwingen will — nämlich in der Frage der Empfängnisverhütung. Drohende Überbevölkerung und Hungersnot, Statistiken, sozialwissenschaftliche Argumente und Gegenargumente machen es uns nicht leicht, uns die Freiheit der Wahl zu erhalten, und die Nadel unseres inneren Kompasses wird dabei hin- und hergerissen.

Vor ungefähr zehn Jahren traf ich mich eines Tages mit fünf oder sechs Frauen zur Kaffeezeit. Man sprach damals viel von einem neuen Gesetz, das im Parlament zur Debatte stand. Es ging um die Abschaffung des Gesetzes von 1920 über die Empfängnisverhütung. Die Arztfrau unter uns sprach voller Eifer für das neue Gesetz. »Aber«, sagte sie, »ich schliesse die Unverheirateten natürlich davon aus.«

Sie saß auf dem Sofa, eingerahmt von einem jungen Mädchen und einer weniger jungen unverheirateten Frau. Neugierig fragte ich sie, wie sie ihre Meinung nun auf diese beiden Frauen anwenden würde? Sie übergang meine Frage mit einer undeutlichen Geste und nahm den Faden ihrer Argumente wieder auf. Ein Leitartikel in der Pariser Tageszeitung *Le Monde* vom 13. April 1966 entwickelte das gleiche Argument: »Die Bewegung für Familienplanung fordert vorläufig noch kein Recht auf freien Verkauf von Verhütungsmitteln an Jugendliche, sondern nur — und allein auf ärztlichen Rat — an Ehepaare.«

Hier taucht schon die erste Halbwahrheit auf: Man wollte uns glauben machen, die Bewegung zur Empfängnisverhütung halte auf einer vernünftigen Ebene von selbst, wenn die Verhütung nur erst grundsätzlich für außerordentliche Fälle genehmigt sei. Es zeigte sich sehr bald, daß diese Annahme falsch war, und zwar schlicht aufgrund der menschlichen Natur. Ich erinnere mich an ein Gespräch, das ich im gleichen Jahr mit der Leiterin eines Studentinnenheims in Paris hatte. Eines der Mädchen dort studierte

Medizin, und ihre Kameradinnen forderten dauernd Empfängnisverhütungsmittel von ihr. Sie hatte die größte Mühe, sich der Mädchen zu erwehren, die mit ihren Bitten hemmungslos auf sie einstürmten. Eine weniger Gewissenhafte als sie hätte sich da einen schönen kleinen Nebenverdienst verschafft.

Acht Jahre später setzte die Geschichte einen Schlußstrich unter die Diskussion: Am 4. Dezember 1974 wurde in Frankreich einem Gesetz zugestimmt, das Familienplanungszentren erlaubt, gratis und ohne Zustimmung der Eltern Empfängnisverhütungsmittel an Jugendliche zu verteilen — also auch an junge Mädchen zwischen dreizehn und achtzehn Jahren.

Eine andere Halbwahrheit, die während der gleichen Zeit propagiert wurde, betrifft die Gegenüberstellung von Empfängnisverhütung und Abtreibung. Als die Kampagne für die Verhütungsmittel in Schwung gekommen war, ging es vor allem darum — so wurde uns gesagt —, gegen die verhängnisvollen Praktiken der heimlichen Abtreibung Abhilfe zu schaffen. In ihrem Buch *Das tödliche Schweigen*¹ stellte Marcelle Auclair die Sache mit großer Überzeugung dar. Die Überlegung darin scheint einfach und logisch: Heimliche Abtreibung ist eine unerträgliche, schreckliche Sache. Sobald die Empfängnisverhütung freigegeben ist, werden heimliche Abtreibungen verschwinden.

Was ist aber in Wirklichkeit geschehen? Nachdem innerhalb von zehn Jahren der Gebrauch von Verhütungsmitteln ständig gewachsen ist, entbrennt mit viel Lärm eine Kampagne um das Recht auf straffreie und kostenlose Abtreibung.

Ich werde nie jenen Samstagmorgen auf dem Marktplatz meiner Stadt vergessen, an dem eine Gruppe junger Studentinnen — angemalt wie Indianer auf dem Kriegspfad — Passanten und besonders Hausfrauen bestürmten, eine Eingabe zu unterschreiben, mit der sie forderten, jede Abtreibung von der Sozialversicherung zahlen zu lassen. Vergessen wir nicht, daß diese Mädchen schon freien Zugang zu allen Verhütungsmitteln hatten.

Ich war immer erstaunt über die Leichtigkeit, mit der Christen — Männer, und besonders Frauen — die Halbwahrheiten zu schlucken schienen, von denen wir gesprochen haben.

Eines Tages wurde ich auf der Durchreise in einer Stadt im Osten Frankreichs von einer protestantischen Frau sehr liebevoll beherbergt. Sie hatte in ihrer Gemeinde und darüber hinaus viele Verantwortungen. Als wir eines Morgens zusammen frühstückten, kam sie auf die Pille zu sprechen. Einige der jungen und älteren Frauen, die in ihrer Kirche aktiv waren, hatten eine Aktion für die Familienplanung gestartet. Als ich eine leichte Überraschung über die Art doppelter Verpflichtung ausdrückte, wunderte sie sich ihrerseits über meine Überraschung, und unsere Unterhaltung verlief ungefähr so:

Ich: Ich verstehe vollkommen, daß Sozialarbeiter und Ärzte, die tagtäglich mit so vielen menschlichen Dramen leben, zur Pille als dem kleineren Übel raten — als Notlösung, wenn Sie wollen. Aber die Aufgabe der Kirche scheint mir mehr auf eine Lösung auf lange Sicht hinzuweisen, auf das Versprechen, daß Gott stärker ist als unsere fleischliche Begierde oder als der menschliche Egoismus.

Sie: Sie können doch nicht wirklich hoffen, daß die Masse der Menschen sich auf die Seite einer Lösung dieser Art stellen wird?

Ich: Das weiß ich nicht. Aber ich weiß, wie wichtig es ist, daß der Stern der Reinheit, der den Weg der Menschen beleuchtet, nicht erlischt. Die »Masse der Menschen« ist auch nicht auf dem Mond gelandet, aber es hat genügt, daß zwei Astronauten es taten, und schon hatten die Zeitungen Überschriften wie »Der Mensch erobert den Mond!« Und es ist wahr. Was ein Mensch ausführen konnte, weil er alle Chancen, alle Hilfsmittel, alle Technik und die nötige Disziplin dafür eingesetzt hatte, liegt jetzt im Bereich des Möglichen für alle Menschen.

Sie: Aber das verlangt ja Heiligkeit. Das ist Utopie.

Ich: Es geht einfach darum, daß ein oder zwei Prozent gewöhnlicher Leute, wie wir es sind, durch ihr Leben zeigen, daß Reinheit befriedigender ist als Promiskuität. Es scheint mir normal, von den Kirchen zu erwarten, daß diese ein oder zwei Prozent sich in ihren Reihen finden lassen. Bekennen

sich die Kirchen denn nicht dazu, daß der Schöpfer aller Instinkte auch der beste Herr über diese Instinkte ist?

Sie: Wenn Sie daran glauben, haben Sie aber Glauben!

Ich möchte auf die Frage zurückkommen, die mir diese Frau gestellt hatte: »Sie können doch wirklich nicht hoffen, daß die Masse der Menschheit sich auf die Seite einer Lösung dieser Art stellen wird?« — das heißt einer Lösung durch die gegenseitige Achtung der Geschlechter. Ehe wir diese Frage negativ beantworten, sollten wir die Arbeiten zweier französischer Ärzte aus Grenoble studieren: François und Michèle Guy². Sie haben unter der einfachen Bevölkerung der Insel Mauritius gelebt, die keine besonders ausgewählte Elite darstellt. Die Bevölkerungsexplosion erreichte dort einen der höchsten Prozentsätze in der Welt. Ihre ganze Arbeit beruhte ausschließlich auf der Erziehung der Ehepaare, und sie bemühten sich im besonderen, den Familienvätern einen Sinn für ihre Verantwortung zu zeigen. Die sozialen Veränderungen, die für diese Insel aus dieser Arbeit entstanden, sind erstaunlich. Innerhalb von vier Jahren fiel der Bevölkerungszuwachs von 30,3 Prozent auf 21,9 Prozent trotz einer größeren Anzahl fruchtbarer Frauen.

Es gibt das Problem der Überbevölkerung, und es wäre dumm, eine Vogel-Strauß-Politik deswegen zu betreiben. Viele berufene Stimmen lassen sich zu diesem Thema hören, und ich habe nicht die Absicht, meinen Teil noch hinzuzufügen. Mir scheint aber, daß wir angesichts eines solchen Problems erst nachdenken sollten, bevor wir Lösungen anbieten, die vielleicht keine sind, und vor allem, bevor wir sie anderen empfehlen oder sie ihnen gar aufdrängen.

In der Tat besteht die allgemeine Haltung zur Zeit darin, das sexuelle Vergnügen so radikal wie möglich vom Schöpfungsakt zu trennen. Man ermutigt die Promiskuität und entmutigt das Zeugen von Kindern. Trotz großen Einsatzes für verantwortliche Elternschaft ist die Botschaft, die der kommenden Generation praktisch vermittelt wird, eine ganz andere: Tue, was dir

gefällt, solange du unangenehme Folgen verhindern kannst. Diese Haltung breitet sich immer mehr aus und stellt die eigentliche Verantwortungslosigkeit dar.

Sie unterstützt auch eine fein getarnte Heuchelei. Die Heuchelei ist ein Laster, dessen wir bisher immer das neunzehnte Jahrhundert und die Bourgeoisie angeklagt haben in der Meinung, daß wir uns durch unsere freie Lebensweise davon vollständig befreit hätten. Ist das aber etwas anderes als Heuchelei, wenn wir einen Diktator dafür verdammen, daß er sich der Gegner entledigt, die ihm im Wege stehen — während wir nicht zögern, uns von werdendem Leben zu befreien, das uns stören könnte.

Margaret White, englische Ärztin und Friedensrichter, schrieb in der Londoner *Times*³ einen Artikel zu dieser Frage, der mit folgendem Satz schloß: »In einer zivilisierten Gesellschaft, in der Menschen füreinander sorgen, sollte niemand unerwünscht sein. Indessen ist Unerwünschtsein heute in England das einzige Verbrechen, das mit dem Tode bestraft wird, und das ungeborene Kind hat nicht das Recht, Einspruch zu erheben.«

Zum Schluß möchte ich noch den Enkel von Mahatma Gandhi, den indischen Journalisten Rajmohan Gandhi, zitieren. Er schreibt folgendes:

»Ich bin zwar nicht mit allem einverstanden, wozu der Mahatma riet . . ., aber wie er glaube auch ich, daß Mann und Frau zusammen leben und einander lieben können, ohne unbedingt sexuellen Verkehr miteinander zu haben, so oft es ihnen gefällt. Eine große Anzahl von Männern und Frauen in Indien und anderen Ländern entdecken, wie befriedigend und gewinnend ein Leben nach einem neuen Maßstab der Reinheit ist. Es wäre eine dringende Aufgabe, Millionen von Menschen zu solch einer Erfahrung zu verhelfen. Zwei Dinge würden dann geschehen: Die Überbevölkerung würde auf natürliche Weise kontrolliert werden; die Liebe und Achtung von Menschen zueinander innerhalb der Familie und der Gesellschaft würden wachsen.

Ich kann mein Wort geben, daß unsere Dorf- und Stadtbewohner ein solches Konzept der Reinheit rascher verstehen werden als das der Spirale und der Sterilisation.«⁴

Wir haben in diesem Kapitel öfter von Halbwahrheiten gesprochen. In der Genesis spricht eine Schlange auch Halbwahrheiten, und Eva geht als erste auf sie ein. Aber in der Genesis steht auch das Versprechen, daß der Nachkomme der Frau eines Tages den Kopf der Schlange zertreten wird.

- ¹ Marcelle Auclair: *Das tödliche Schweigen* (Walter, Olten/Freiburg 1964).
- ² François und Michèle Guy: *Ile Maurice. Régulation des naissances et action familiale* (Mappus, Lyon 1968).
- ³ *The Times*, London 21. 7. 1975.
- ⁴ *Himmat*, Bombay 14. 4. 1967.

6. Die geheimen Erzieher

Wir spielten einmal jenes Spiel, bei dem in jeder Gruppe ein Kind ein Wort zeichnet, das ihm der Spielleiter anvertraut, und dessen Sinn seine Spielkameraden erraten müssen. Das Schlüsselwort hieß »Familie«.

In der einen Gruppe zeichnete ein Kind in einfacher, aber erkennbarer Form einen Vater, eine Mutter und ein Kind, und nach einigen Sekunden rief jemand: »Familie!« Bei der anderen Gruppe sahen die drei gezeichneten Figuren völlig gleich aus. Die Kinder versuchten alles mögliche zu erraten: eine Klasse, ein Regiment, eine Menschenschlange vor der Autobushaltestelle — nichts war das Richtige. Plötzlich hatte der kleine Zeichner eine Idee: er malte einen Fernsehapparat dazu, und sofort erhellte sich das Gesicht seiner Freunde: »Eine Familie!«

Dieser kleine Zwischenfall hat mir einen Fingerzeig mehr gegeben, in welchem Ausmaß die Massenmedien in die Intimität unseres Lebens eingedrungen sind. In Amerika, wo sich die Fernsehsendungen von morgens bis abends auf mehreren Kanälen folgen, schätzt man, daß ein Schüler nach Abschluß der Grundschule 6800 Stunden im Schulzimmer, aber mehr als 20 000 Stunden vor dem Bildschirm verbracht hat. Man könnte Fernsehen, Presse, Rundfunk und Film als die »heimlichen Erzieher« bezeichnen, da ja ein Kind seine Welt und das Leben ebenso sehr durch sie kennenlernt wie durch die Schule. Während aber das Recht zu unterrichten von einem Lehrer durch Examen und Diplome erworben wurde, wird von denjenigen, die sich durch Mikrophon und Bildschirm an das Publikum wenden, nichts dergleichen verlangt.

Wie alle großen Erfindungen — zu ihrer Zeit auch die Buchdruckerkunst —, stellen die Massenmedien eine ungeheure Möglichkeit zum Guten wie zum Bösen dar. Sie sind in sich selbst neutral, werden aber zu Instrumenten des Fortschritts oder des Verfalls, je nach der Art und Weise, wie man sich ihrer bedient. Die Medien haben einen so direkten und starken Einfluß auf unsere

Kinder, daß sie ein Gegenstand des höchsten Interesses für alle Frauen sein sollten.

Wenn ein Metzger verdorbenes Fleisch oder ein Bäcker verschimmeltes Brot verkauft, wissen wir, wie wir unsere Familien schützen können: Es gibt Laboratorien, die Lebensmittel prüfen, es gibt Lebensmittelgesetze und Strafen. Wenn es sich aber um Rundfunk, Fernsehen oder Comics dreht, haben wir nicht die gleichen Hilfsmittel. In der heutigen Gesellschaft scheint es keinen Konsens über fundamentale Werte mehr zu geben, der bestimmen würde, was zulässig und was nicht zulässig ist.

Emotionelle Reaktionen aller Art machen die Sache noch komplizierter. Die Worte »Zensur« und »Propaganda« bestätigen das. Sie können die Galle der friedlichsten Bürger zum Überlaufen bringen. Jeder, der die Freiheit liebt, verspürt instinktiv eine heftige Abneigung gegen jede Zensur — und das ist richtig, denn schöpferische Kräfte können sich nur in einem Klima der Freiheit entfalten. Aber es besteht für alle Gebiete menschlicher Aktivitäten eine Art inneres Überlebensgesetz, das die Funktion einer notwendigen Selbstzensur erfüllt. Es gibt gewisse Grenzen, die die Kultur nicht überschreiten darf, ohne sich selbst zu zerstören.

Mit dem Wort Propaganda kommen wir zum Kern der Sache, aber wir begeben uns auch mitten in ihre Doppeldeutigkeit. In der Tat gibt es kein Leben ohne »Werbung«: Alles Lebende besitzt Ausstrahlung. Der Hund, der mit dem Schwanz wedelt, oder das Kind, das hüpfend einen Spielball vor sich herstößt, drücken ihre Lebensfreude in einer Form spontaner »Propaganda« aus. Meine Entscheidungen, Neigungen und Abneigungen, meine Begeisterung oder Ablehnung, meine Festigkeit oder meine Kompromisse — alles wirkt auf die, die mir begegnen, und ermutigt sie, mich nachzuahmen oder negativ auf mich zu reagieren. Die Renaissance war im Grunde nichts anderes, als die spontane Werbung des freien Geistes für eine Idee, die man für die überlegene hielt.

Es gibt aber in der Propaganda verschiedene Spielarten, und es ist wichtig, sie zu erkennen und wiederzuerkennen. Eine solche

Spielart entwickelt der menschliche Wunsch nach Sicherheit. Sind wir selbst unsicher im Blick auf die Richtigkeit unseres Verhaltens, geben wir nicht nach, bis andere sich genau so verhalten wie wir.

Ein Mann mit einem Alkoholproblem zum Beispiel fühlt sich nicht sicher, bevor er nicht jedem seiner Freunde ein Glas in die Hand gegeben hat. Diese Art Propaganda hängt mit der hartnäckig gepflegten Illusion zusammen, die die meisten von uns Sterblichen hegen, daß die Welt viel besser wäre, wenn die anderen uns mehr glichen!

Das spielt in der Emanzipation der Frau eine entscheidende Rolle. Es gibt in der Tat innerhalb der Bewegung für die Befreiung der Frau eine Richtung, die aus den oben erwähnten Gründen völlig auf Objektivität verzichtet hat. Frauen, die eine oder mehrere Schwangerschaftsunterbrechungen hinter sich haben, vereinigen sich, veröffentlichen Manifeste und werden zu glühenden Verteidigerinnen der Abtreibung. Andere Frauen, die Erfahrungen mit außergewöhnlichen weiblichen Veranlagungen — etwa als Lesbierinnen — haben, wollen ihre Anschauungen unbedingt allen anderen Frauen aufzwingen. Diese Absicht wird ganz offen in Zeitschriften wie »Spare Rib« in England oder »Ms« in Amerika (»Ms« ist ein Zeichen, das Mrs. oder Miß ersetzen soll) vertreten. So entstehen faschistoide Minidiktaturen, die um so gefährlicher sind, weil sie sich nicht als Propaganda bezeichnen lassen wollen. Ich gebrauche absichtlich das Wort »faschistoid«, denn ist es nicht die Essenz des Faschismus, daß, wer recht zu haben glaubt, auch die Macht für sich beansprucht?

Auf diesem Gebiet sollten wir die Augen offenhalten. Sobald eine neue Idee aufkommt, tun wir gut daran, uns zu fragen, ob es sich — objektiv gesehen — um eine neue Idee handelt, oder ob sie von einer Person oder einer Gruppe von Personen stammt, die sich zu rechtfertigen suchen, indem sie andere auf ihre Seite ziehen wollen.

Ein Gebiet, auf dem wir scheinbar besonders anfällig sind, ist die Mode. Es kommt uns nicht darauf an, wo sie entlehnt wurde — bei den Prostituierten oder bei den »garçonnes« — schnell pas-

sen wir uns ihr an. Und wenn es ein Gebiet gibt, auf dem sich die Minidiktaturen tummeln, dann hier. Die Koalition von Modellen, Modehäusern und Frauenzeitschriften ist eine mächtige Allianz.

Uns interessiert noch eine andere Art der Werbung, und zwar die der bewußten Manipulation der Massenmedien für finanzielle oder politische Zwecke. In einer liberalen Gesellschaft hat solche Propaganda — wenn sie allzu durchsichtig ist — keinen Erfolg. Als wir während der Besatzungszeit ab und zu Radio-Paris anhörten, kam uns gleich ein kleiner Refrain in den Sinn: »Radio-Paris ment, Radio-Paris ment, Radio-Paris est allemand« (Radio-Paris lügt, Radio-Paris ist deutsch).

Im allgemeinen bedient sich aber die Propaganda-Manipulation verfeinerter — manchmal machiavellistischer — Formen. Das Buch von Betty Friedan *Der Weiblichkeitswahn*¹ enthält ein verfängliches Kapitel über die Werbung. Es berichtet von einer Marktstudie, die ein Unternehmen elektrischer Haushaltgeräte bei einer Werbefirma in Auftrag gab. Diese Studie kommt zum Ergebnis, daß die beste Kundin — auf jeden Fall die beeinflussbarste — jene ist, die ihren Haushalt führt, aber unzufrieden ist. Folglich muß sich das Unternehmen vergewissern, wenn es sein Werbebudget einer Frauenzeitschrift anvertraut, daß Romane und Kurzgeschichten das Idealbild einer Hausfrau hochhalten, aber dieses Ideal in der Praxis unerreichbar ist. Dann werden die Frauen, für die die Befriedigungen einer eigenen Karriere unerreichbar bleiben und die sich nach getaner Hausarbeit langweilen, wie Schafe in die Warenhäuser wandern und dort Dinge kaufen, die sie gar nicht nötig haben. Wenn wir kein klares Ziel für unser Leben haben, sind wir leicht Opfer solcher Machenschaften — was übrigens der notwendigen Aufgabe der Information, die die Werbung erfüllt, keinen Abbruch tut.

Ich möchte noch ein Wort über das Theater sagen, denn meiner Ansicht nach ist es eines der schöpferischsten Medien, in dem auch die Absichten und der Einfluß eines Autors am deutlichsten sichtbar sind. G. B. Shaw gab eine interessante Definition vom Theater: »Es ist eine Denkwerkstatt, ein Stachel für das Gewis-

sen, eine Erklärung des sozialen Verhaltens, ein Arsenal gegen Verzweiflung und Stumpfsinn und ein Tempel der Auferstehung des Menschen.«²

Diese Definition entspricht der echten Tradition sowohl des griechischen Theaters wie auch des geistlichen Schauspiels im Mittelalter. Heute würde sie kaum einstimmig bejaht werden! Statt dessen ist ein Kult um die Kunst entstanden; Stücke werden geschrieben, die bewußt keinerlei Aussage haben. Gewisse Künstler behaupten, sie wollten nur die Leere und das Unbehagen unserer Zeit auf der Bühne darstellen. Dazu möchte ich Joseph Hayes von der *New York Times* zitieren: »Ist es nicht möglich . . . daß diese Autoren so viel Beifall finden, weil sie dem Publikum ihre pathologischen Ansichten mit Hilfe der begeisterten Zustimmung der Kritiker aufzwingen können?«³ Jedes Theater ist engagiertes Theater: Wie der kleine Hund mit seinem wedelnden Schwanz wirbt, macht das Theater Reklame — wofür es auch immer sei.

In Bordeaux haben Besucher während einer Vorstellung von »La Passion selon Sade« durch das Living Theater von Julian Beck die Kulissen zerfetzt, das Klavier zerstört und den Autor belästigt. Dieser war begeistert — genau das hatte er gewollt. Für mich bringt aber dieser Zwischenfall etwas anderes ans Licht: Während politische Macht durch die Opposition, wirtschaftliche Macht durch die Gewerkschaften im Gleichgewicht gehalten werden, ist die kulturelle Macht so totalitär geworden, daß sie kein Gegengewicht mehr toleriert, da selbst Ablehnung und Feindschaft des Publikums zu ihren Gunsten umfunktioniert werden können.

Diese kulturelle Macht ist keiner Instanz verantwortlich; vielleicht haben deshalb diejenigen so viel Erfolg gehabt, die das Theater dazu benützen wollten, den Standpunkt »Erlaubt ist, was gefällt« zu verbreiten.

Was tun? Es bleibt uns nur die offen geführte Politik, die Herkules in den Ställen des Augias anwandte. Der schweigenden Mehrheit kann hier eine wertvolle Lehre zuteil werden. Sie wird sich umsonst entrüsten, umsonst nach Zensur und Verboten rufen,

umsonst an Anstand und Vernunft appellieren. Die Flut von Schmutz wird sich so lange weiterwälzen, bis tief aus unserem Gewissen und aus der Kraft unserer Überzeugung ein starker, reinigender Strom entsteht, der von Autoren und Schauspielern verlangen wird, daß sie der Kultur ihren Auftrag und ihre Bestimmung zurückgeben.

Papst Paul VI. erklärte im Petersdom vor Persönlichkeiten aus Presse, Film, Fernsehen und Theater: »Man verlangt von Ihnen nicht, daß Sie zu systematischen Moralisten werden, aber man hat noch Vertrauen in Ihre magische Macht, uns einen Einblick in die lichterfüllte Welt geben zu können, hinter dem das Geheimnis des menschlichen Lebens steht.«⁴

¹ Betty Friedan: *Der Weiblichkeitswahn* (Rowohlt, Hamburg 1966), S. 139 bis 151.

² George Bernard Shaw: *Our Theatres in the Nineties* (Constable, London 1948), S. VII.

³ *New York Times*, 11. 8. 1963.

⁴ *La documentation catholique*, Paris 4. 6. 1967, S. 1002.

7. Der gebratene Schneeball

Simone de Beauvoir hat einen Ausdruck geprägt, der heute fast zum Schlagwort geworden ist: »Man kommt nicht als Frau auf die Welt — man wird es.«¹ Ist das wahr?

Theorien, die jedem Neugeborenen eine »psycho-sexuelle Neutralität« zugestehen, sind in den sechziger Jahren populär gewesen. Als aber 1968 die Arbeiten über die Entwicklung des Embryos weiter fortgeschritten waren, begannen die Forscher ihre Meinung darüber zu ändern. Sie wissen heute, daß von der Empfängnis an, bei der das Geschlecht durch Chromosome festgelegt ist — XX für Mädchen, XY für Jungen — die Entwicklung des Embryos vollständig verschiedenen Modellen folgt. Von der siebten Woche an unterscheidet sich die Entwicklung der Keimdrüsen, und die Hormone, die der Embryo erzeugt, werden wirksam und bestimmen weitgehend die Entwicklung — beispielsweise des Gehirns.

Ich habe zu diesem Thema ein gut dokumentiertes Buch gelesen: *Die Unterschiede der Geschlechter — Entwicklung und Bedeutung*². In einem der Kapitel schreibt Corinne Hutt: »Die Verhaltensweisen und charakteristischen Entwicklungen jedes Geschlechts sind den Aufgaben, die diese zu erfüllen haben, besonders gut angepaßt. Das weibliche Tier und die Frau bieten ihren Kleinen, die von ihnen abhängig sind — in Übereinstimmung mit ihrer Ernährerrolle —, ein Bild von Sicherheit und Beständigkeit. Bei der Herstellung einer echten Beziehung spielt die Sprachbegabung eine große Rolle. Das männliche Tier und der Mann glänzen ihrerseits im Umgang mit Raum und Zahl. Sie verhalten sich anders, wenn es um Denken oder Handeln geht, und sind im allgemeinen auf dem Gebiet des Auffassungsvermögens überlegen . . .

Viele Frauen finden es schwierig, die Tatsache dieser funktionellen Zweiteilung anzunehmen. Es genügt aber nicht, sie zu verneinen, um beweisen zu wollen, daß sie nicht existiert. Kulturen und Gesellschaftsformen können Unterschiede nicht hervor-

bringen, sie könne nur diejenigen widerspiegeln und verändern, die schon existieren.«

Ein Jahr nach der Herausgabe dieses Buches hörte ich zum erstenmal von Arianna Stassinopoulos. Wir waren gerade in Cambridge angekommen, wo sie vor dem Abschluß ihrer Studien stand und ihr der Vorsitz der »Cambridge Union« eine gewisse Berühmtheit eingebracht hatte. Sie war Wirtschaftswissenschaftlerin und ging das folgende Jahr nach London, um ihre Doktorarbeit vorzubereiten. Zu dieser Zeit veröffentlichte sie auch ihr Buch »*The Female Woman*«³ (*Die weibliche Frau*). Sie widmet das zweite Kapitel der »natürlichen Frau« und analysiert darin die charakteristischen Eigenschaften, die der Frau innewohnen. Ich zitiere hier einige Abschnitte aus diesem Buch:

»Kulturell gesehen gehören wir zum Industriezeitalter, aber genetisch gesehen tragen wir noch die Charaktermerkmale des gar nicht weit entfernten Jägers und der Kindergebärerin unserer Ahnen in uns. Wir haben keineswegs die Zeit gehabt, uns genetisch vom Modell unserer Ahnen wegzuentwickeln. Seit mehreren Millionen Jahren sind wir Menschen Jäger gewesen. Landwirtschaft und Siedlungen bestehen erst seit einigen tausend Jahren, und die Industrie erst seit ungefähr zweihundert Jahren. Nach der Evolutionstheorie und der geologischen Zeitrechnung sind das nur Sekunden.

Es ist undenkbar, daß Millionen Jahre evolutionärer Auslese — in der die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern ausgeprägt war — nicht ihre Spuren im heutigen Charakter von Männern und Frauen gelassen hätte. Aggressivität, ein klar entwickelter Sinn für Mechanik und Orientierung, körperliche Kraft, das sind Attribute, die für einen Jäger eminent wichtig sind. Die lange Abhängigkeit des Menschenkindes von seiner Mutter; die schwierige Aufgabe, ein Kind tragen zu müssen, das schwerer und unbeweglicher ist als das Affenkind und auch weniger fähig, sich um seiner Sicherheit willen an die Mutter anzuklammern — all dies bedeutete, daß die Mutter sich nicht um die Kinder kümmern und gleichzeitig Jäger und Entdecker sein konnte.

Unsere weiblichen Vorfahren lernten, ihren Kindern in dieser

Zeit der Abhängigkeit Regeln, Kenntnisse und Geschicklichkeit beizubringen. Dafür mußte die Frau die Kunst des Sprechens und der persönlichen Beziehungen und eine besondere Liebe zur Pflege der Kleinen, die weit über den mütterlichen Instinkt hinausgeht, entwickeln. Auch heute kann man diese Eigenschaften im angeborenen, spezifisch weiblichen Verhalten der Frau beobachten.«

Wenn wir also nicht verhindern konnten, als Frau geboren zu werden, ist dann nicht die eigentliche Frage diese: Welche Art Frau werden wir? Für welche Ideologie entscheiden wir uns?

Als Nikita Chruschtschow 1959 nach Amerika kam, zog er durch den Reichtum seiner volkstümlichen Ausdrücke die Aufmerksamkeit aller auf sich. Es war in der Generalversammlung der UNO, daß er in einer Debatte — und am Ende seiner Argumente — seinen Schuh auszog und damit heftig auf das Rednerpult schlug. In dieser Zeit ließ Chruschtschow eine bezeichnende Bemerkung fallen: »Die Koexistenz zwischen Ideologien ist ebenso undenkbar wie ein gebratener Schneeball.« Ein guter Zuhörer hat da sicher schon aufgehört. Aber leider ist der Westen auf diesem Gebiet noch kein allzu guter Zuhörer, weil man hier so wenig begreift, was eine Ideologie ist — nämlich eine Idee, die das ganze Wesen eines Menschen mobilisiert, seine Mittel, seine Leidenschaften, seinen Verstand, seinen Willen, seine Taten.

Was uns Frauen betrifft, gibt es tatsächlich zwei Ideologien, die so wenig zusammengehen wie ein Schneeball und eine Bratpfanne. Es gibt Frauen, die ganz der einen, es gibt Frauen, die ganz der anderen verpflichtet sind. Aber wir sind alle — wenn vielleicht auch nur unbewußt — nach der einen oder anderen ausgerichtet. Es gibt hier keine neutrale Zone. Und wenn beide Ideologien in uns vorhanden sind, ringen sie auch miteinander, und es hängt schließlich von unseren täglichen Entscheidungen ab, welche von beiden in uns die stärkere ist.

Wenn man das Wort »Ich« nicht im psychologischen, sondern im egozentrischen Sinn verwendet, erkennt man, daß bei der ersten dieser Ideologien das »Ich« an erster Stelle steht; bei der

zweiten steht das »Ich« an letzter Stelle. Die erste verspricht uns Selbstverwirklichung, Selbstbestätigung, Selbstbefriedigung. Die andere verspricht nichts — sie ist nur das Versprechen, daß, wenn das Samenkorn stirbt, es viel Frucht bringt⁴. Die erste fordert Schulen, Krankenhäuser, Wohnungen — die zweite weckt Berufungen: Lehrer, Ärzte, Krankenschwestern, Architekten. Die erste beansprucht Rechte, die zweite ist darum bemüht, Bedürfnisse zu befriedigen.

Beim Prinzip des »ich zuerst« entdecken wir etwas Merkwürdiges: Die Menschen, die sich so leidenschaftlich darum bemühen, sich selbst zu verwirklichen, sollten eigentlich eine ungewöhnlich vielfältige Gesellschaft schaffen wollen, der jeder den Stempel seiner eigenen Originalität aufdrücken kann. Es ist aber nicht so. Je mehr dieses »ich« um sich greift, um so mehr scheinen sich die Menschen zu gleichen, und zwar in solchem Maße, daß man Männer und Frauen kaum mehr unterscheiden kann, und selbst die Kinder wie Erwachsene im Kleinformat aussehen. Sagt man sich dann naiv: »Da sich die Geschlechter zum Verwecheln ähnlich geworden sind, müßten sie sich eigentlich verstehen«, so täuscht man sich noch einmal. Gerade im Bereich des »ich zuerst« wird ein erbitterter Konkurrenzkampf geführt. Paradoxaerweise verdeutlichen sich im Bereich des »Samenkorns, das stirbt«, die Unterschiede zwischen den Geschlechtern: Jeder Mensch kann sich zu einer einmaligen Persönlichkeit entwickeln — die männlichen und weiblichen Elemente, obwohl ganz verschieden, arbeiten harmonisch zusammen.

¹ Simone de Beauvoir: *Das andere Geschlecht* (Drömer/Knaur, München 1961), S. 433.

² Christopher Ounsted/David Taylor: *Gender Differences: Their Ontogeny and Significance* (Churchill Livingstone, Edinburgh 1972), S. 52.

³ Arianna Stassinopoulos: *The Female Woman* (Davis-Poynter, London 1973), S. 37—38.

⁴ Jesus Christus sagt im Blick auf seinen eigenen Tod: Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, so bringt es viel Frucht. Wer sein Leben lieb hat, der wird's verlieren; wer sein Leben auf dieser Welt haßt, der wird's zum ewigen Leben erhalten (Joh. 12, 24 ff.).

8. In guten und in bösen Tagen

Das ursprüngliche Rezept für die Ehe ist sehr einfach: ein »Ja«, das einen Mann und eine Frau für ihr ganzes Leben zu einer bevorzugten Beziehung zueinander verpflichtet. In manchen kirchlichen Feiern wird es noch klarer ausgedrückt. Die Eheleute erklären voreinander: »Ich verspreche, dich zu lieben und dir treu zu bleiben, in guten und in bösen Tagen, in Reichtum und in Armut, in Gesundheit und in Krankheit, bis daß der Tod uns scheidet.«

Diese Formel ist weder zufällig noch ein weltfremdes Gebilde. Sie hat tiefe Wurzeln: einmal im menschlichen Herzen, denn alle Liebenden der Welt hoffen, daß ihre Gefühle ewig dauern werden. Das französische Sprichwort sagt: »Ce n'est pas pour rien qu'amour rime avec toujours.« (Nicht umsonst reimt sich »Liebe« mit »ewig«.) Von der Antike bis in unsere Tage haben die Dichter in Worte gefaßt, was jeder von uns — vom Naturmenschen bis zum zivilisierten Stadtbewohner — einmal empfunden hat. Julia sagt es, wenn sie Romeo anfleht:

»Oh, schwöre nicht beim Mond, dem wandelbaren,
Der immerfort in seiner Scheibe wechselt,
Damit nicht wandelbar dein Lieben sei!«¹

Eine andere Sache ist schon die Formel, die in der Gesetzgebung der westlichen Welt, in der die Monogamie noch die Regel ist, gebraucht wird — selbst wenn sie, von der gängigen Moral beeinflusst, nacheinander eingegangene Monogamie-Ehen erlaubt.

Und letztlich stellt dieses Eheversprechen, aus der Sicht des Gläubigen, die höchste Auffassung dar, die wir vom Willen Gottes für ein menschliches Paar besitzen. »Der Mensch scheidet nicht«, sagt Christus, »was Gott zusammengefügt hat.«

Der Ausdruck *Probeehe* ist mir immer wie ein Widerspruch in sich vorgekommen. Ich verstehe, was man mit Sex auf Probe meinen kann, aber die Ehe enthält ein Element der Dauerhaftig-

keit und Beständigkeit, das den Gedanken eines Versuchs ausschließt. Außerdem strahlt diese Beständigkeit — auf der Grundlage von Vertrauen und Ruhe — auch auf das sexuelle Zusammenleben aus. Das erklärt vielleicht, warum Ehen, die als Probeehen angefangen haben, mindestens so oft wie andere Ehen — wenn nicht öfter — mit einer Scheidung enden.

In dieser Sicht ist die Ehe mehr eine Verpflichtung als ein Gefühl, wenn auch die Gefühle einen breiten Raum in ihr einnehmen. Aus der Haft schrieb Dietrich Bonhoeffer eine Predigt zur Hochzeit einer Nichte, in der er die Beziehung zwischen Liebe und Ehe beschreibt: »Wie die Krone den König macht und nicht schon der Wille zu herrschen, so macht die Ehe und nicht schon eure Liebe zueinander euch zu einem Paar vor Gott und vor den Menschen.«²

Seien wir realistisch: Die eheliche Liebe gleicht einem Wasserlauf, der das Land belebt und erfrischt. Wenn es irgendwo ein Hindernis gibt, fließt das Wasser nicht mehr. Es kann sich um etwas Banales handeln, aber es ist doch ein Hindernis. Ich hatte einmal mehr Geld für ein Küchengerät ausgegeben, als ich sollte. Es war zwar keine Extravaganz, aber unser Budget war sehr schmal, und ich hätte meiner Kauflust nicht nachgeben sollen. Zwar konnte ich durch Ersparnisse im Haushalt die Lücke füllen, sagte aber meinem Mann nichts von dem Kauf. Unerklärlicherweise kam etwas wie eine Mauer zwischen uns auf. Sie verschwand in den wenigen Sekunden, die ich brauchte, um meinem Mann die genaue Summe meiner Ausgabe zu bekennen. Wir haben oft die fast magische Wirkung dieser Augenblicke der Ehrlichkeit erlebt: ob es nun um eine Versuchung ging, um einen Fehler, um Enttäuschungen, Ängste oder Hoffnungen. Die Liebe bedarf der Ehrlichkeit, um leben zu können. Und nichts kann die Liebe so ersticken wie die verzweifelten Versuche meiner Eigenliebe, mich in einem besseren Licht zu zeigen, als ich bin.

Oft ist die Verfehlung schwerer. Wir entdecken eines Tages bei unserem Partner eine Schwäche, die wir bei ihm nicht vermuteten und die uns deshalb um so mehr verletzt: Marcel ist arbeitsam und gewissenhaft. Er entdeckt eines Tages, daß seine Frau Geld

verschwendet und Schulden macht. Für Veronika ist Mut die höchste Tugend — sie muß feststellen, daß ihr Mann manchmal feig sein kann. Monika ist rasch eifersüchtig — und sieht, wie ihr Mann flirtet.

In seinem Buch *Zwischen Mensch und Gott* gibt uns Michel Quoist einige beachtenswerte Ratschläge: »Wenn du einen Traum geheiratet hast, hast du wie ein unreifer Mensch gehandelt. Gib allein dir die Schuld und klage nicht deinen Partner an, daß er nicht so ist, wie du ihn dir vorgestellt hattest. Es ist nie zu spät, um endlich den zu heiraten, der dein Leben teilt. Du brauchst es nur zu wollen. Du kannst nicht zu dritt eine Ehe bilden: Dein Mann, du und dein Traum. Wenn du dich ernstlich vermählen willst, trenne dich von deinem Traum!«³

Wenn wir nur ein wenig darüber nachdenken, erkennen wir, wie unvernünftig es ist, unserem Partner vorzuwerfen, daß er nicht unseren Träumen entspricht. Wir haben keinen Traum geheiratet, sondern einen Menschen mit guten und schlechten Eigenschaften. Wenn wir sie in der Verzauberung — und vielleicht dem Egoismus — der ersten Liebe nicht sahen, dürfen wir jetzt nicht ungerecht sein, und ihm deswegen Vorwürfe machen. Nur sind wir in diesen Dingen selten vernünftig: Sie berühren unsere persönlichsten Gefühle und zerstören unsere ehrgeizigsten Pläne und Hoffnungen so sehr, daß uns die Lage unerträglich scheint. In solchen Augenblicken locken uns dann Fluchtgedanken — Flucht in die Resignation, in die Scheidung und bis hin zum Selbstmord.

Es besteht ein krasser Gegensatz zwischen dem Bild, das sich die öffentliche Meinung von solchen »Lösungen« macht, und der Realität, die diejenigen erleben müssen, die zu diesen Lösungen greifen.

Wenn in einem Land ein neues Gesetz zur Scheidung — im gegenseitigen Einvernehmen — angenommen wird, feiert dies die Presse als einen »Sieg der Liberalität«. Aber ich habe noch niemanden getroffen, der, nachdem er geschieden war, diese Tatsache als einen Sieg betrachtete. Im besten Fall ist eine Scheidung das Eingeständnis einer Niederlage, im schlimmsten Fall ist sie

eine Tragödie, von der man sich niemals erholt. Eine Scheidung ist immer schmerzlich, selbst wenn sie unvermeidbar ist.

Inmitten dieser Probleme versuchen heute einige, auf Möglichkeiten hinzuweisen, die schlicht in den Bereich der Phantasie gehören. Neulich hörte ich am Rundfunk eine Frau, die sich ausführlich zum Anwalt einer Dreier-Ehe machte. Da es für die Kinder eine zu große Erschütterung sei, einen Elternteil zu verlieren, schlug sie vor, daß die betreffende dritte Person zu der Familie ziehen sollte. So würden fünf bis sechs Erwachsene unter einem Dach leben — von denen einige zusammengehören und andere zu niemandem gehören — und dazu acht bis zehn Kinder. Die menschliche Natur sei außerordentlich anpassungsfähig, sagte die Frau, und so — das soziale Vorurteil einmal beseitigt — wäre dies eine durchaus befriedigende Lösung.

Ich kenne Kinder, die in solchen Verhältnissen leben mußten. Sie tragen das Zeichen der Tragödie, in die sie verwickelt wurden. Auf die Frage einer Zuhörerin, was man mit der Eifersucht tun solle, antwortete die Sprecherin zuversichtlich, das sei keine Grundkomponente der menschlichen Natur, sondern nur ein Produkt sozialer Vorurteile!

Ein anderes Argument macht heute viel von sich reden: Durch die Fortschritte in der Medizin seien unsere Lebenserwartungen so verlängert worden, daß wir von der Utopie abkommen müßten, Ehepartner könnten sich fünfzig Jahre lang treu bleiben. Es sei unvermeidlich, daß man den Partner von Zeit zu Zeit wechseln möchte. Es wird noch radikaler gedacht: Warum die Ehe nicht abschaffen, da sie ja so oft scheitert? In Schweden wird zum Beispiel in offiziellen Fragebögen nicht mehr danach gefragt, ob man verheiratet ist, sondern ob man mit jemandem zusammenlebt oder nicht.

Diese Möglichkeiten können endlos diskutiert werden. Man kann ihnen Grundsätze, Tradition, Moral oder Religion entgegenhalten. Ich finde, sie haben eine gemeinsame Schwäche: Sie rechnen nicht mit der Möglichkeit — die jedem mitgegeben ist —, daß ein Mensch sich ändern kann. Wenn ich denke: »Welch ein Wahn! *Er* (oder *sie*) wird sich niemals ändern« — dann bleibt mir im-

mer noch die Möglichkeit, bei mir selbst anzufangen. Warum den Partner wechseln, wenn es dem einen wie dem anderen möglich ist, ein neuer Mensch zu werden?⁴ Warum uns trennen, wenn der Egoismus, der uns das Leben so unerträglich macht, gebrochen werden kann?

Ich sage das nicht leichtfertig. Unsere Ehe hat, wie die meisten, zwei oder dreimal Krisen erlebt, durch die der Horizont für immer verdunkelt schien. Nur durch eine Änderung in meiner Art sind wir aus der Krise herausgekommen. Der Mensch ist frei. Er kann solch eine Änderung annehmen oder ablehnen. Wenn er sie ablehnt, ist er gezwungen, nach anderen Wegen zu suchen. Wenn man aber die Möglichkeit einer Änderung verneint, schlägt man der Hoffnung die Türe zu und verurteilt sich zu Lösungen, von denen letztlich keine befriedigend ist.

Ich möchte nun von der Theorie zur Praxis kommen und die Geschichte zweier Ehen erzählen.

Es war während des Krieges. Doris war als Hilfskrankenschwester im Fernen Osten und machte die Bekanntschaft von Robert, einem attraktiven Offizier. Sie heirateten bald. Keiner von beiden wußte viel von der Familie des anderen, von seinem Milieu, seiner Erziehung. In den Tropen und unter den ungewöhnlichen Kriegsbedingungen schien das nicht viel Bedeutung zu haben.

Robert war der einzige Sohn einer Witwe, die ihn abwechselnd verwöhnt und beherrscht hatte. Doris war jung und hatte nicht die nötige Erfahrung, um die komplexen Reaktionen zu verstehen, die eine solche Erziehung in einem Manne auslösen kann. Sie selbst besaß eine Idealvorstellung vom Familienleben und hatte früh beschlossen, eine gute Frau und Mutter zu sein. Das hinderte sie aber nicht, nach drei Monaten festzustellen, daß ihre Heirat ein Fehler gewesen war. Was sollte sie jetzt tun? Gemäß ihrer Erziehung und ihrem Temperament entschloß sie sich, den Schwierigkeiten nicht aus dem Wege zu gehen, sondern ihre Gefühle zu unterdrücken und das Beste aus der Sache zu machen. Aber es war unmöglich, eine solche Haltung ohne Schaden anzunehmen: Groll und Selbstmitleid begannen ihre tückische Wühlarbeit.

Als sie schwanger wurde, mußte sie nach Europa zurück. Ihre eigene Familie war nicht in der Lage, sie aufzunehmen. Robert traf also die nötigen Vorkehrungen, damit sie zu seiner Mutter gehen konnte.

Die nächsten Monate gehörten zu den schwersten in Doris' Leben. Mit ihren persönlichen Problemen beschäftigt, fühlte sie sich unfähig, ihre Schwiegermutter zu verstehen, die launisch und nervös war. Doris fand, daß sie ein unverbesserlicher Tyrann sei, und begann mit schmollendem Schweigen oder zornigen Worten auf sie zu reagieren. Erstaunt über ihre eigene Boshaftigkeit, sagte sie sich: »Meine Schwiegermutter verdirbt mein liebenswürdiges Naturell.« Mit diesen Erlebnissen häuften sich auch die Anklagen gegen ihren Mann.

Nach Kriegsende kam Robert nach Hause. Doris tat weiter das, was sie als ihre Pflicht ansah. Sie erzog die Kinder sorgfältig und sorgte äußerlich auch für ihren Mann, aber ihr Herz blieb ihm verschlossen. Er versuchte, ihr entgegenzukommen, aber seine Erziehung und sein schwieriges Verhältnis zu seiner Mutter hatte ihn schon gegen jede Andeutung einer weiblichen Herrschaft mißtrauisch gemacht. So genügte es, daß Doris einen Standpunkt einnahm, damit er den gegenteiligen vertrat.

Doris ging regelmäßig in die Kirche, in der Hoffnung, daß eines Tages eine Art göttlicher Gnade ihr zu Hilfe kommen würde; aber es geschah nichts. Bei Freunden traf sie dann ein Ehepaar, das einen tiefen Eindruck auf sie machte. Es war ein glückliches Paar, trotzdem gaben sie offen zu, daß sie täglich Schwierigkeiten zu überwinden hätten, um sich verstehen zu können und die Reibungen zu vermeiden, die auf die Dauer eine Ehe zerstören. Für Monate blieb ihr nach dieser Begegnung eine Art Sehnsucht zurück. Dann fand sie nach einer neuen Begegnung den Schlüssel: Es gibt für jeden Menschen eine Bestimmung im Leben, die man Schritt für Schritt entdecken kann. Aber sie wird uns nur klar, wenn wir aufhören, die anderen anzuklagen, sondern mutig dem ins Auge sehen, was wir selbst zu ändern haben.

Diese neuen Ideen verlangten von Doris eine veränderte Haltung. Die göttliche Hilfe, die sie sich erhofft hatte, schien ihr jetzt

nötiger denn je, aber sie nahm einen viel irdischeren Charakter an, als erwartet. Sie mußte sich entscheiden, sich selbst so zu sehen, wie Gott sie sah — und ihn dort eingreifen zu lassen, wo es notwendig war. In ihrer Beziehung zu ihrem Mann sah sie, daß sie ihn der Liebe, des Verstehens und der Hoffnung beraubt hatte, als sie ihm vor Jahren ihr Herz verschloß. Es genügte nun nicht, dies zu erkennen — von Fall zu Fall mußte sie lernen, sich anders zu verhalten.

Als ihr Mann einmal besonders unhöflich gewesen war, fühlte sie innerlich den alten Zorn aufsteigen. Anstatt zu explodieren, lief sie in ihr Zimmer, brach in Tränen aus, warf sich auf die Knie und betete: »Mein Gott, ich brauche dir nicht zu sagen, daß ich einen schwierigen Mann habe, aber bitte zeige mir, was ich getan habe, diese harten Worte zu provozieren.« Ihr kam einfach diese Antwort: »Du warst entschlossen, deinen Willen durchzusetzen.« Sie ging zu Robert, sagte es ihm und fügte hinzu, daß sie ihren Eigenwillen bedaure. Lächelnd gab er zurück: »Es stimmt, du warst ganz schön entschlossen.« Dieser Zwischenfall, der einige Monate vorher ein Drama heraufbeschworen hätte, bildete heute eine Brücke — vielleicht auch nur einen Steg — zwischen ihnen.

Die Kinder merkten bald den Unterschied. Ihr Sohn, der regelmäßig der letzte seiner Klasse gewesen war, rückte auf einen der ersten Plätze vor. Ein Lehrer schrieb den Eltern, wie erstaunt er über die Änderung und die Fortschritte ihres Sohnes sei. Selbst in die Beziehungen zur Schwiegermutter kam etwas Neues. Kurz vor ihrem Tod spendete Robert seiner Frau dieses Lob: »Wenn sie deine Mutter gewesen wäre, hättest du nicht besser für sie sorgen können.«

Heute ist Doris Witwe. Wenn sie über ihr Leben spricht, tut sie es mit Humor: »Wenn ich etwas gelernt habe, ist es dieses: Eine Frau, die immer recht hat, hat immer unrecht. Aber keine Frau braucht so weiterzumachen. Wenn sie sich ändert, kann alles anders werden.«

Paul und Monika haben unter besseren Verhältnissen geheiratet. Trotz anfänglichen Widerstands von Monikas Familie gab es zwischen ihnen eine echte Harmonie des Milieus, der Kultur und der Ideale. Sie hatten darüber hinaus das Gefühl, daß ihr Leben — unabhängig von ihrer gegenseitigen Liebe — füreinander bestimmt war.

Er war Idealist und machte sich viele Illusionen über sie. Da er aber nicht die Veranlagung zum Dramatisieren hatte, verlor er seine Illusionen ohne Trauma und ohne daß es seine Liebe für sie geschmälert hätte.

Sie hatte weniger Illusionen über ihn, mit Ausnahme einer einzigen, die aber um so größer war. Sie war überzeugt, daß er sich unter ihrem segensreichen Einfluß bedeutend verbessern und gewisse Fehler verlieren würde, die sie an ihm sah. Die Monate vergingen, dann ein Jahr, dann zwei — und ihr »segensreicher Einfluß« erwies sich als völlig unwirksam. Nach drei Jahren mußte Monika erkennen: Sie würde ihr Leben lang mit ihrem Mann — so wie er war — leben müssen. Die zwei oder drei Charakterzüge, unter denen sie besonders litt, erschienen ihr nun wie ein wahrer Himalaya. Es war unerträglich. Etwas mußte zerbrechen, aber was? Die Ehe selbst? Für Monika war sie unauflöslich, und Scheidung kam überhaupt nicht in Frage. Ihre Nerven? Die waren gesund. Ein Blick in die tosenden Fluten des benachbarten Flusses genügte — Selbstmord kam nicht in Frage. Es blieb die Aussicht auf eine unendliche Folge grauer und enttäuschender Tage für — wer weiß — zehn, zwanzig oder fünfzig Jahre. Sie war zu jung, um sich damit abzufinden.

Monika erinnerte sich an einen Satz, den sie einmal gehört hatte: »Kein Problem kann fünf Minuten absoluter Ehrlichkeit widerstehen.« Sie ging in eine kleine Kapelle, die der Hl. Theresa gewidmet war, nahm dort Notizbuch und Bleistift heraus und sagte sich: »Ich habe nichts zu verlieren, ich bin bereit, der Sache mit Ehrlichkeit auf den Grund zu gehen.« Ihr innerer Aufruhr war so groß, daß es gute fünf Minuten brauchte, bis die Ehrlichkeit ihr Werk beginnen konnte. Monika hat mir erlaubt, einige der Gedanken, die ihr damals kamen, wiederzugeben:

»Erinnerst du dich, als du zehn Jahre alt warst, an den Tag, an dem deine Eltern sich so gestritten haben? Du hast dir damals geschworen, daß deine Ehe einmal ein Erfolg sein würde. Darum bist du jetzt so entschlossen, den Charakter deines Mannes umzuformen. Welcher Mann hat aber Lust, das Meisterwerk seiner Frau zu sein? Der deine muß, wie jeder andere, seine eigene Bestimmung finden können. Darin solltest du ihm helfen. — Dein Mann hat einen schwierigen Charakter, und du bist auch keine bequeme Frau. Es ist unmöglich, daß eure Ehe ohne Schwierigkeiten verläuft. Was machst du, wenn du mit einem schweren Koffer am Bahnhof stehst? Du suchst dir einen Träger. Vergiß nicht, daß Gott immer da und bereit ist, deine Lasten zu tragen. Ihr werdet beide eine neue Einigkeit finden und anderen Ehen Hoffnung geben können. Sage deinem Mann die Wahrheit und sage sie auch deinen Eltern.«

Monika hat mir erzählt, daß sie an dieser Stelle entrüstet innehielt. Das war zu viel für ihren Stolz. Ihre Eltern würden ihr sagen: »Siehst du, wir haben dich gewarnt!« Die aufgeschriebenen Gedanken bildeten aber ein so zusammenhängendes Ganzes, daß es schwierig sein würde, diese letzten Zeilen zu übergehen. Fest entschlossen verließ sie die Kapelle: Ein offenes Gespräch mit ihrem Mann, ein Brief an die Eltern (der schwerste, den sie je geschrieben hatte), und der ganze Himalaya war innerhalb von vierundzwanzig Stunden verschwunden. Es war vielleicht nicht das Ende von Paul und Monikas Schwierigkeiten, aber es war ein neuer Morgen.

Glück und Erfolg sind nicht die einzigen wichtigen Elemente in einer Ehe. Es gibt andere, die sie untermauern und ihr Ausstrahlung geben. Dazu gehört Schöpferischsein im weitesten Sinn des Begriffs:

Es beginnt mit der Erziehung der Kinder und den Jahren des Verzichts, die diese Aufgabe verlangt, bis die Kinder die Erwachsenen von morgen sind.

Dazu gehört, daß sich die Ehepaare gegenseitig fördern und unterstützen, ihre schöpferischen Gaben zu entfalten.

Schließlich gehört dazu die fruchtbare Arbeit, die sie als Ehepaar tun können, wenn sie ein gemeinsames Ziel haben.

In seinem Roman *Manalive* gibt G. K. Chesterton⁵ jungen Mädchen diesen Rat: »Haltet euch an den Mann, der aus dem Fenster nach außen schaut und der versucht, die Welt zu verstehen. Haltet euch fern von dem Mann, der durch das Fenster hereinschaut und der versucht, euch zu verstehen.«

Der beste Liebesbeweis, den man geben kann, ist, im Dienst der Bestimmung des anderen zu stehen. Das verlangt manchmal viel Selbstlosigkeit:

Der englische Staatsmann Disraeli mußte einmal eine wichtige Rede im Unterhaus halten und hatte seine Kutsche bestellt. Seine Frau begleitete ihn auch dieses Mal, um ihn durch ihre Gegenwart zu ermutigen. Als sie in die Kutsche stiegen, schlug der Kutscher unglücklicherweise die Tür über Mrs. Disraelis Finger zu. Sie wurde fast ohnmächtig vor Schmerz. Ihr Mann, mit seiner bevorstehenden Rede beschäftigt, bemerkte es nicht. Mrs. Disraeli hielt ihre Hand und sagte nichts. Sie wollte nicht, daß ihr Mann sich in diesem Augenblick um sie Sorgen machen sollte.

Wir werden vielleicht nie Beweise eines solchen Heldentums ablegen müssen. Aber eine Erfahrung wie diese ist für alle Ehemänner und Ehefrauen wichtig. Wir Frauen wissen wohl, was wir manchmal opfern müssen, damit unsere Männer ein sauberes Hemd oder einen gebügelten Anzug im richtigen Augenblick zur Hand haben können!

Doch gibt es größere gemeinsame Opfer: Ich denke an mehrere Ehepaare in meinem Bekanntenkreis, die sich mit der Erziehung straffälliger oder strafgefährdeter Kinder befassen. Ihre Zeit gehört ihnen kaum, sie gehört diesen Jungen und Mädchen, die im Zusammenleben mit ihnen und ihren Kindern das suchen, was sie in ihren eigenen Familien so verzweifelt vermißt haben. Wenn es scheint, daß die Interessen der eigenen Kinder manchmal zu kurz kommen, so leiden sie auf längere Zeit gesehen nicht, weil sie — dank des gemeinsamen Engagements ihrer Eltern — das Privileg haben, in einer geeinten Familie zu leben.

»In guten und in bösen Tagen, bis daß der Tod uns scheidet.«

Diese Forderung der Treue ist eine tiefe Quelle der Wandlung für unsere Gesellschaft. In Ost und West, in Industrie- und Entwicklungsländern, in der kommunistischen wie in der kapitalistischen Gesellschaft ist man auf der Suche nach unbestechlichen Menschen, die ihrem Wort treu sind. Ohne sie kann keine Gesellschaft funktionieren. Vielleicht könnte aus der persönlichsten aller Treuebindungen, die in aller Freiheit eingegangen wird, der Ehe, ein solch neuer Menschentyp erwachsen. Wenn Mann und Frau einander treu bleiben, könnten sie diese Erfahrung an Politiker weitergeben, an Unternehmer, Arbeiter und an alle, die sich um das Schicksal und die Entwicklung anderer Menschen kümmern.

Wenn man die Treue in der Ehe ablehnt — wie man es heute gerne tut —, droht man das Vertrauen zu zerstören, ohne das kein Leben in der Gemeinschaft möglich ist. Die Treue in der Liebe kann somit die Grundlage für unsere Hoffnungen, für die Zukunft unserer Kinder und unserer Völker legen.

¹ William Shakespeare: *Romeo und Julia*, 2. Aufzug 2. Szene.

² Dietrich Bonhoeffer: *Widerstand und Ergebung* (Chr. Kaiser, München 1952).

³ Michel Quoist: *Zwischen Mensch und Gott* (Styria, Graz/Wien/Köln 1976), S. 19—191.

⁴ Den Weg der Erneuerung beschreibt Jesus in den beiden Gesprächen mit Nikodemus und der Frau am Brunnen: Ev. Johannes 3 und 4; ferner in der Bergpredigt: Matthäus 5—7; Paulus spricht davon in seinen Briefen: an die Epheser Kap. 4, 20—32; an die Kolosser Kap. 3; im Römerbrief Kap. 6—8.

⁵ G. K. Chesterton: *Manalive* (Darwin-Finlayson 1962, S. 188).

9. Mutterschaft ist mehr

In der französischen Frauenzeitschrift *Marie-Claire* vom August 1975 erschien ein Artikel mit der Überschrift »Die Frau, das unbekannte Wesen«. Sein Verfasser stellte darin folgendes fest: Zum erstenmal in der Geschichte der Menschheit habe die Frau — dank der Entwicklung der Verhütungsmittel — die freie Wahl, ob sie Mutter werden möchte oder nicht. Seit Jahrtausenden sei das Leben der Frau unabänderlich an die Mutterschaft gebunden gewesen. Jetzt würden wir zum erstenmal entdecken können, was Frau sein wirklich heißt.

Dieses Argument ist meiner Ansicht nach an den Haaren herbeigezogen. Man braucht ein Boot nicht erst auf festes Land zu ziehen, um seine Eigenschaften zu erkennen. Man entdeckt sie eher auf dem offenen Meer. Sicher ist es begrenzter Horizont, die Frau nur in Beziehung zur biologischen Mutterschaft zu sehen. Könnte man nicht beim Studium der Mutterschaft in ihrer ganzen Dimension — im biologischen, menschlichen, geistigen und universalen Bereich — noch interessante Entdeckungen machen?

Gewiß, wir haben mit den Säugetieren, den Vögeln und selbst den Reptilien einen angeborenen Mutterinstinkt gemeinsam, der den Selbsterhaltungstrieb noch übertrifft. Die Tiere wagen ihr Leben, um ihre Jungen zu verteidigen. In Zeiten der Nahrungsmittelknappheit — zum Beispiel während der Besatzungszeit — gaben manche Mütter vor, keinen Hunger zu haben, damit ihre Kinder ein wenig mehr zu essen hatten. Dieser Instinkt ist darum so stark, weil er bei der Arterhaltung eine Hauptrolle spielt. Wenn im Tierreich das Muttertier und seine Jungen nicht so gerne in engstem Kontakt blieben, verlören sich die Jungen und würden die Beute des nächsten Raubtieres werden.

Wir Menschen dagegen haben vielleicht nur aus dem glücklichen Gefühl heraus, unser Baby sei »König der Welt«, die Geduld, seine Windeln zu waschen, seine Dummheiten zu ertragen und fünfzehn oder zwanzig Jahre unseres Lebens für seine Erziehung zu opfern.

Bei den Tieren ist der Mutterinstinkt an genaue Grenzen gebunden und hört oft nach der Säugung auf. Das Aufziehen eines Menschenkindes dauert viel länger. Bei ihm geht es nicht einfach darum, daß es ein Erwachsener wird, der überleben und sich allein durchschlagen kann, es geht vielmehr darum, aus ihm ein sozial denkendes Wesen zu formen.

Bei den primitiven Stämmen muß ein Kind alle Sitten, Gebräuche und Tabus lernen, um sich in die Gruppe einfügen zu können. Wenn man einmal bedenkt, was ein Kind in unserer sogenannten zivilisierten Gesellschaft alles lernen muß, damit es einmal seinen Platz einnehmen kann, wird einem ganz schwindlig.

Eine junge afrikanische Frau sagte mir: »Wie schwierig muß es für Sie sein, Kinder zu erziehen! Bei uns im Dorf sind sich alle darüber einig, was Kinder lernen müssen — und die Kinder wissen, daß sie von allen Erwachsenen das gleiche lernen werden. Jeder im Dorf, ob Mann oder Frau, darf ein Kind zurechtweisen, und man weiß, daß sie ihnen dieselben Grundsätze wie ihre eigenen Eltern einprägen werden. Das Kind seinerseits schuldet allen Älteren den gleichen Respekt. Bei Ihnen dagegen scheint jeder seine eigenen Erziehungsideen zu haben, und niemand kann erraten, was ein anderer seinem Kind beibringen will. So bleibt jeder in der Erziehung seiner Kinder allein. Jede Familie hat bei Ihnen ihre besondere Kaffeesorte und ihre bevorzugte Erziehungsmethode!«

Es gibt tiefergreifende Fragen: Welchen Gebrauch wird das heutige Kind — der zukünftige Erwachsene — von seiner Freiheit machen? Wird er ihr Diener oder ihr Ausbeuter sein? Die ehemalige sozialistische Abgeordnete von Marseille, Irène Laure, wurde einmal eingeladen, zu Studenten zu sprechen. Sie kündigte an, daß sie über die Ausbeutung reden würde — ein Thema, das von ihrer stark politisch orientierten Zuhörerschaft mit Freuden aufgenommen wurde. »Die erste Ausbeutung, über die ich sprechen möchte«, sagte sie, »ist die Ausbeutung der Eltern durch die Studenten.« Allgemeine Bestürzung — aber Irène Laure hatte die Aufmerksamkeit der Studenten gewonnen.

Wir werden heute in der Welt immer abhängiger voneinander und können nicht mehr hoffen, daß wir munter und unabhängig unseren Weg gehen könnten, ohne unsere Mitmenschen zu beeinflussen.

Wir stellen uns entweder in den Dienst der vollen Entfaltung des Nächsten, der anderen Rasse, der anderen Klasse und der anderen Länder, oder wir stellen uns in den Dienst unseres Komforts, des Profits und des Strebens nach persönlicher Macht.

Das Kind, das nicht dienen lernt, lernt ausbeuten. Wir Eltern sehen, daß unsere Verantwortung hier liegt — aber was sollen wir tun? Der Instinkt wird uns nicht sicher führen; die Vorbilder unserer Eltern scheinen überholt und veraltet; Bücher und Theorien zu diesen Fragen widersprechen sich. Gibt es einen Leitfaden, der uns aus diesem Labyrinth herausführt?

Zwei Feststellungen könnten uns hier helfen: Einmal übermitteln wir unseren Kindern nur die Werte, an die wir selber glauben. Unsere Worte und guten Absichten fallen wenig ins Gewicht gegen die Wirklichkeit unseres Lebens, wie ein Kind sie an uns sieht. Wir sind in der Tat in den Augenblicken die besten Erzieher, in denen wir niemanden erziehen wollen, aber einfach und echt auf eine Krisensituation reagieren. Das Kind beobachtet uns, zieht daraus seine Konsequenzen und vergißt sie niemals.

Ich kenne einen jungen Australier, der in einer armen Bauernfamilie aufwuchs. Zum Ende eines besonders schweren Jahres gab es am Weihnachtstag fast nichts zu essen. Er war acht Jahre alt. Als seine Mutter das magere Essen auftrug, das sie hatte zubereiten können, sagte sie zu ihm: »Siehst du, mein Junge, dieses Jahr haben wir ohne Zweifel nicht genug gegeben.« Diese Lehre prägt sich dem Jungen für immer ein.

Zum anderen können wir ein Samenkorn pflegen, bis es einen Baum hervorgebracht hat und dieser Baum seinerseits Früchte trägt. Aber wir können das Samenkorn nicht herstellen. Das Kind wird mit einer unglaublichen Vielfalt an Gaben und Mängeln, an Anlagen zum Guten und Bösen geboren — aber auch mit einem Gewissen, das ihm hilft, zwischen Gut und Böse zu un-

terscheiden. Eigentlich ist es mehr als ein Gewissen, es ist jener feinfühligere innere Kompaß, von dem wir schon einmal gesprochen haben.

Es gehört heute zum guten Ton, die Existenz dieses angeborenen Gewissens zu leugnen. Man wiederholt in allen Tonarten, daß die Moral ein künstlich geschaffener kultureller Überbau sei, der dem einzelnen von außen auferlegt werde. Natürlich gibt es ab und zu scheinheilige Menschen, die anderen ein Moralgesetz aufzwingen wollen, das sie bei sich selbst nicht anzuwenden bereit sind. Von dieser Tatsache bis zur Behauptung, solche Menschen hätten die Moralgesetze erfunden, ist es ein weiter Weg!

Man mag zwar die Unterschiede in den Gebräuchen der Völker unterstreichen (Wahrheit diesseits, und Irrtum jenseits der Pyrenäen, sagte Pascal), man ist aber noch mehr überrascht von der erstaunlichen Ähnlichkeit jener Werte, die von verschiedenen Zivilisationen über Jahrhunderte hinweg anerkannt worden sind. Manche Texte aus der Literatur alter Zeiten sprechen mit einer bemerkenswerten Frische zu uns und bestätigen, daß sich die menschliche Natur innerhalb eines Jahrtausends und von einem Kontinent zum anderen erstaunlich gleich geblieben ist.

Achtung vor dem gegebenen Wort, vor dem Leben und vor dem Besitz des Nächsten, Reinheit, Mut, Treue in der Liebe und in der Freundschaft, Opferbereitschaft, selbstlose Liebe zu anderen: das sind Werte, die zu universell sind, um einfach aus dem Nichts erfunden worden zu sein. Sie entsprechen etwas Tieferem — diesem Körnchen Gewissen, das das Kind bei seiner Geburt mit auf die Welt bringt. Die heutige Erziehung besteht auf der Entwicklung der individuellen Begabung: für die Musik, die Mathematik, das Zeichnen, die Mechanik usw. Aber die kostbarste Gabe, mit deren Hilfe ein Kind Gut und Böse zu unterscheiden und freiwillig das Gute zu wählen vermag, ist diejenige, die am meisten genährt, gefördert und gepflegt werden muß.

Das Leben mit diesem Kompaß, dieser inneren Stimme, wenn Sie so wollen, ist eine Sache der Erfahrung. Sie besteht darin, still zu werden, ohne auf die besonderen Argumente in uns zu

hören, die unsere unmittelbaren Wünsche zu rechtfertigen suchen. Diese Stimme spricht dann zum Kind wie zum Erwachsenen in einfacher und eindeutiger Weise.

Ein kleiner Junge haßte — wie viele andere kleine Jungen und die meisten Katzen — Seife. Seit zehn Minuten trödelte er am Waschbecken herum und wollte sich nicht waschen. Die Mutter gab alle Versuche auf und ließ ihn allein. Bald hörte sie seine Stimme fragen: »Mama, wer sagt mir da immer ›wasch dich, wasch dich!‹?« Der Kleine folgte seiner inneren Stimme, und wusch sich, ohne weitere Geschichten zu machen. Er war zweieinhalb Jahre alt!

Natürlich gibt der Eigenwille nicht immer so leicht nach. Ein kleines Mädchen, dem seine Mutter bei einem ähnlichen Anlaß einen Augenblick der Stille vorgeschlagen hatte, um auf die innere Stimme zu hören, sah sie mit herausforderndem Blick an und sagte: »Sie spricht Englisch, ich kann sie nicht verstehen.« Eine durchsichtige List, die nur bestätigte, daß die Stimme klar und deutlich und in ausgezeichnetem Französisch gesprochen hatte.

Mutter und Kinder einer mir bekannten Familie hatten ähnliche Erfahrungen miteinander gemacht. Die Mutter entschloß sich, ihren Kindern die gleichen Anforderungen zu stellen, wie sie ihnen ihr Gewissen stellte. Sie wußte, jeder Kompromiß, den sie erlaubte, würde die Kraft dieser inneren Ausrichtung in ihren Kindern schwächen. Es war eine schwere Entscheidung, denn es gibt immer Augenblicke, in denen man müde und abgehetzt ist, oder es ist Besuch da, und die Kinder nützen das aus. Aber eines Tages werden sie ihren Eltern dafür danken, daß sie das Echo ihrer eigenen inneren Anweisungen waren.

Sich ganz bewußt der Aufgabe unterziehen, in unseren Kindern die Erkenntnis zu entwickeln, daß ihnen die Möglichkeit der freien Wahl geschenkt ist, das ist eine Garantie gegen eine der größten Versuchungen der Mutterschaft: unsere Kinder als unser Eigentum zu betrachten und zu versuchen, ihre Entwicklung nach unseren Wünschen, Ansprüchen und sogar nach unseren Frustrationen zu beeinflussen. Ein Schuldirektor erzählte mir belustigt

von Eltern, die ihm ihre kleinen Jungen von sieben und acht Jahren vorführten und schon entschieden hatten, daß der eine die technische Hochschule besuchen, der andere eine Karriere in der Marine machen sollte!

In dem bewegenden Buch »Cati, ou l'enfance muette«¹ erzählt Denise Herbaudière von dem dramatischen Erlebnis der Erziehung ihrer behinderten Tochter. In ihrem Schlußkapitel schreibt sie einige Sätze, die auch für normale Kinder zutreffen: »Paradoxerweise verlangt das Einüben der Freiheit und des selbständigen Handelns, der Autonomie also, eine Kontrolle. Man kann die Autonomie nur einem verständigen Wesen geben. Autonomie wächst als Folge einer Selbstkontrolle, die ich durch äußere Kontrolle verstärke, damit durch ein Versagen nicht alles wieder ins Schleudern kommt. Fachleute begreifen schwer, daß alles, was die Selbstkontrolle schwächt, wie zum Beispiel das zügellose Gewährenlassen, dem Wachstum der inneren Autonomie entgegenwirkt . . . Ich bin gezwungen, Grenzen zu setzen, die dem Gruppengesetz in der Familie wie auch den Bedürfnissen der anderen Rechnung tragen. Aber die Freiheit, die sich im engen Rahmen ausüben läßt, heißt immer noch Freiheit. Ich kann ihre Grenzen in dem Maße ausweiten, in dem sich die Kontrolle meiner Tochter über sich selbst entwickelt.«

Kinder verstehen das. Sie nehmen die Grenzen an und schätzen sie sogar. Eine meiner Bekannten — verärgert über ihren sechsjährigen Sohn, der seit einer Viertelstunde im Badezimmer bummelte, gab ihm in ihrer Ungeduld einen festen Klaps auf den Hintern. Beim Zubettgehen war der Abdruck ihrer Hand mit allen fünf Fingern gut zu sehen, was die Mutter nicht sonderlich stolz machte. Dennoch — das Kind hatte, objektiv gesehen, seine Grenzen überschritten. Sie sagte ihm:

»Ich weiß nicht, ob es gut oder schlecht ist, aber die Geduld von Müttern hat eine Grenze. Du hast die Grenze überschritten, darum hast du einen Klaps bekommen.«

Der Junge zog daraus den philosophischen Schluß: »Ich glaube schon, daß er gut war.«

Kinder, vor allem Halbwüchsige, können sich heftig gegen die Grenzen auflehnen, die man ihnen zu setzen sucht. Man soll sich nicht täuschen lassen: oft geht es ihnen nicht darum, ein Verbot aufzuheben, sondern zu sehen, ob die Erwachsenen festbleiben und wirklich an den Grundsatz glauben, der sie leitete. Eine meiner kanadischen Freundinnen hat vier Söhne, die heute alle erwachsen sind. Eine der Regeln in ihrer Familie war, daß die Jungens bis zum Alter von fünfzehn Jahren um Mitternacht zu Hause sein mußten. Jeder der Jungen hatte nacheinander gegen diese Regel, der sie folgen mußten, rebelliert. Eines Tages sagte der Jüngste, der gerade fünfzehn war, von einem seiner Kameraden: »Armer Richard, seine Eltern lieben ihn nicht richtig, sie lassen ihn nach Hause kommen, wann er will.« Die Mutter ließ sich natürlich nichts anmerken, aber sie hat diesen Kommentar nie vergessen.

Kommen wir jetzt zu einem ganz anderen Gebiet in der Mutterschaft, von dem man zu wenig spricht. Wer von uns hat nicht Frauen gekannt, die — ob verheiratet oder nicht — einem ganzen Stadtviertel, oder einer Stadt, einem Volk Mutter gewesen sind? Ich bin in der Erziehung erstaunlichen Frauen begegnet, denen es gelang, Hunderten von Kindern — und selbst deren Eltern — Mutter zu sein. Diejenigen, die Madeleine Delbrêl in Ivry gekannt haben, bewahren sicher die Erinnerung an ein strahlendes Beispiel einer solchen »universalen Mütterlichkeit«. Bei ihr war jeder zu Hause, was auch seine Überzeugung, seine Sorge, sein Glaube oder Unglaube sein mochten.

Die meisten unter uns haben ihren Anteil an dieser »universalen Mütterlichkeit«. In seinem Buch *Zwischen Mensch und Gott* schreibt Michel Quoist: »Es ist eine Tatsache, daß die moderne Welt eine ›männliche‹ Welt ist. Die Frau spielt darin nicht die Rolle, die sie spielen sollte. Sie muß daher einerseits ihre Eigenart durch eine Entfaltung ihrer Weiblichkeit wiederfinden, denn ohne diese kann sie sich nicht vollenden und ihre Aufgabe dem Mann gegenüber erfüllen; andererseits muß sie beim Aufbau der Welt ihren Platz einnehmen. Angesichts des fordernden und rück-

sichtslosen Übergewichts der Materie ist es ihre Aufgabe, daß sie sich wieder verantwortlich weiß als Mutter des Menschlichen.

Die moderne Welt wurde ohne die Frau aufgebaut. Diese Welt hat daran gelitten, daß die Mutter gefehlt hat. Was die Frau für den Mann beim Aufbau des Heimes ist, das muß sie für die Gesellschaft beim Aufbau der Welt sein.

Die Frau ist ganz Aufnahme: sie nimmt den Mann auf, sie nimmt das Kind auf, sie nimmt ins Heim auf. Sie muß in der Welt die sein, die sich um die Männer sorgt, die auf die Männer achtgibt, die über die hungrigen Leiber hinaus ihr tiefes Sehnen vernimmt.«²

In dieser Perspektive bekommt Mutter-Sein seinen tiefsten Sinn.

¹ Denise Herbaudière: *Cati, ou l'enfance muette* (Mercure de France, Paris 1972), S. 285.

² Michel Quoist: *Zwischen Mensch und Gott* (Styria, Graz/Wien/Köln 1976), S. 48 und 52.

10. Zu Hause

1975 gab Simone de Beauvoir zum erstenmal ein Fernsehinterview. Gegen Ende dieser spannenden Sendung von ungefähr einer Stunde wurde ihr folgende Frage gestellt:

»Madame de Beauvoir, Sie haben die Kampagne für die Empfängnisverhütung und die für die Abtreibung mit Erfolg geführt. Was wird das Thema Ihrer nächsten Kampagne sein?« Sie antwortete ohne das geringste Zögern:

»Die Hausarbeit. Wir werden Streiks gegen die Hausarbeit organisieren.«

Diese Frage nimmt in der Tat einen entscheidenden Platz in den ideologischen Auseinandersetzungen unserer Zeit ein.

Es ist Mode geworden, die Rolle der Ehepartner in der Verantwortung für die Hausarbeit zu diskutieren. Vor einigen Jahren behandelte eine Pariser Komödie das Paradoxe auf amüsante Weise. Die junge Mutter war Kranführerin und ging morgens früh weg, um auf einem Bau zu arbeiten. Ihr Mann und auch ihr Bruder blieben zu Hause und besorgten mit viel Geschick das Baby, den Haushalt und die Mahlzeiten. Was im Theater als drollige Situation dargestellt wurde, wird heute als ganz realistische Möglichkeit angesehen. Vor kurzem habe ich einen jungen Mann von fünfundzwanzig Jahren für sich selbst und die Männer das Recht fordern hören, für zwei oder drei Jahre ihre Berufslaufbahn zu unterbrechen, um sich — wenn sie Lust dazu hätten — der Hausarbeit zu widmen. Um sicher zu gehen, daß hier kein Sexismus getrieben wird, spricht man ernsthaft davon, die Schulbücher für die Grundschule zu ändern und die Bilder vom kleinen Mädchen mit Schürze, das an der Seite seiner Mutter Kuchen backt, durch ein Mädchen im Arbeitsanzug mit Hobel und Schreinerschürze zu ersetzen.

Bei dieser Auseinandersetzung gehen sowohl der echte Sinn der Hausarbeit als auch der wirkliche Sinn eines Heimes vollständig verloren. Eine Frau, die ich gut kenne, wohnte in einer Wohnung ohne großen Komfort in einem ärmlichen Viertel. Fast je-

den Abend brachte ihr kleiner Sohn nach der Schule Kameraden mit, um mit ihnen zu spielen. Ein wenig ärgerlich über die vielen schmutzigen Schuhe und das lärmende Kommen und Gehen auf der Treppe, fragte sie einmal ihren Sohn:

»Warum bringst du deine Freunde immer hierher? Warum geht ihr nicht einmal zu einem der anderen?«

Ihrem Jungen fehlte es nicht an Scharfsinn. Nach einem Augenblick antwortete er: »Weißt du, erstens gibst du ihnen immer ein Plätzchen, und außerdem, du willst mich immer.«

Diese Antwort scheint mir den tiefsten Sinn des »zu Hause« einzufangen: die Geste und die Aufnahme. Die Geste, weil in einem Heim weder die Theorien noch die Worte am lautesten reden — im Gegenteil, sie werden schnell durchschaut. Was zählt, ist die echte Geste — das Plätzchen, das etwas an Mühe, Phantasie und Arbeit gekostet hat. Und dann der Empfang: »Und außerdem, du willst mich immer.« Diese offene Tür nicht nur für die Familie, sondern auch für die Nachbarschaft und für die Welt. Diese Aufnahme, die etwas kostet, weil man unaufhörlich in seinen Plänen und in seiner Bequemlichkeit gestört wird — die aber bedeutet, daß der Nächste oder der Fremde jederzeit eintreten kann, seine Last ablegen und Kraft und Hoffnung finden kann, um seinen Weg weiterziehen zu können.

Wenn bei der Schaffung und Führung eines Heims *das* entscheidend ist — die Geste, die Selbstlosigkeit und Liebe ausdrückt, und der Empfang ohne Einschränkung oder Grenzen —, dann handelt es sich um eine Kunst, und die Spannweite eines ganzen Lebens wird nicht ausreichen, sie zu erlernen und in die Tat umzusetzen.

Eine meiner Freundinnen hat eine glänzende Karriere als Musikerin und Musikpädagogin gemacht. Sie wohnt in einer südfranzösischen Universitätsstadt mit siebentausend ausländischen Studenten. Sie ist unverheiratet und verfügt über eine Wohnung mit einem großen Wohnzimmer, einem Flügel und fünfundzwanzig Stühlen oder Hockern. Sie fragte sich, wie sie das alles gebrauchen könnte, und beschloß, das, was in der Bibel steht, in die Praxis umzusetzen: »Du wirst den Fremdling aufnehmen, der in

deinen Toren weit.« In wenigen Jahren sind 3500 dieser ausländischen Studenten dank ihrer Hilfe nicht nur zum erstenmal in einem französischen Heim gewesen, haben Musik gehört und die Speisen ihrer Heimat bekommen, sondern man hat ihnen auch zugehört und manchmal geholfen, aus ihrer Einsamkeit und ihren Sorgen um ihre Länder herauszukommen.

Während der stürmischen Ereignisse im Mai 1968, bei denen Studenten in ganz Frankreich auch für die Sache der Arbeiterschaft demonstrierten, wurde die Hochschule, an der meine Freundin lehrte, auch von Auseinandersetzungen erschüttert. Eines Abends lud sie sich einen der jungen Anführer der Studentenbewegung — den Sohn eines Weinbauern — nach Hause ein. Sie lud auch einen pensionierten Gewerkschaftsführer der Pariser Metro dazu, hoffend, daß er dem jungen Mann vielleicht helfen könnte, ihm gewisse Realitäten des Arbeitskampfes näherzubringen. Als die Unterhaltung in vollem Gange war und die Argumente wie bei einem Ping-Pong-Match hin und her flogen, klingelte es an der Türe. Es war der unerwartete Besuch des Generalvikars der Diözese. Er wurde sofort in die Runde eingeschlossen, und in der Wärme und Herzlichkeit dieses Heimes konnten sich die Männer mit ihren so unterschiedlichen Ansichten — und so unterschiedlichen Alters — anhören und sich gegenseitig achten. Während des Abends hatte der Student ein Kreuzifix aus florentinischem Holz bewundert, das meine Freundin selbst sehr liebte. Beim Abschied entschloß sie sich, es ihm zu schenken. Sehr bewegt, packte der junge Mann es sorgfältig in Schokoladenpapier ein und nahm es mit und mit seinem Schatz wahrscheinlich auch neue Hoffnungen und neue Einsichten. Was den Generalvikar betrifft, so hatte er eine Zusammenkunft und einen Gesprächsaustausch, wie man ihn selten erlebt.

In einer solchen Perspektive ist für Langeweile kein Platz.

Übrigens verlangt die Arbeit einer guten Gastgeberin, Hausfrau und Mutter eine unglaubliche Anzahl Kenntnisse auf vielen Gebieten, die für sich allein schon vollständige Berufe wären: Säuglingspflege, Pädagogik, Diätkochen, Waschen, Kochen, Backen, Bügeln, Färben, Schreinern, Klempnern, Physik, Chemie,

Wirtschaft, Buchhaltung, Anstreichen, Dekorieren, Krankenpflege — und das sind noch nicht alle! Darüber hinaus muß man die nötige Beweglichkeit haben, um innerhalb von Minuten von einem Handwerk ins andere hinüberzuwechseln, ohne dabei den Kopf zu verlieren.

Was allerdings vor allem zählt, ist die Absicht, die durch die Hausarbeit ausgedrückt wird. So kann ein gut gebohneter Boden tausenderlei Dinge sagen. Vielleicht: »Ich habe meine Pflicht getan«, oder »Was würde meine Schwiegermutter sagen, wenn sie plötzlich käme«, oder »Ich bin nicht wie die Nachbarin, die ihren Haushalt vernachlässigt«, oder »Das Leben ist schön, und es verdient einen gut gebohnerten Boden«. Es ist seltsam: auch wenn es von Mal zu Mal der gleiche Boden zu sein scheint, so merken wir doch bald, welche dieser Empfindungen er uns übermitteln soll. Entweder heißt er uns willkommen in einer zufriedenen und frohen Hausgemeinschaft, oder wir fühlen uns irgendwie schuldig, weil wir unsere Schuhe auf ein Meisterwerk gesetzt haben!

In seinem Roman *A Far-Off Place*¹ schreibt Laurens van der Post: »Es gibt einen tiefen Zusammenhang zwischen der äußeren und der inneren Welt. Eine Erfahrung, die in der einen Welt gültig ist, gilt auch in der anderen. Überall, wo man den Zugang von der einen in die andere Welt entschlüsseln kann, entdeckt man, daß es sich gar nicht um zwei verschiedene Dimensionen handeln kann, sondern um zwei Aspekte des selben Ganzen.«

Wenn der Autor diese Worte auch auf die Natur, die Menschen, Tiere und Pflanzen seines geliebten Afrika — wo sich sein Roman abspielt — anwendet, können wir seine Worte doch ohne Zögern auf uns und unsere Heime anwenden. Es liegt an uns, den Zugang zu entschlüsseln, der die äußere Welt mit der inneren verbindet.

Die Gabe der unbegrenzten Gastfreundschaft ist den Hausfrauen selten angeboren. Sie ist vielmehr die Frucht, zu deren Entfaltung Disziplin und Übung gehören, und beide werden manchmal von außen durch das kulturelle Niveau bestimmt und sind manchmal von innen her wie eine Berufung gewachsen. Für mich als Europäerin aus städtischem Milieu ist die Versuchung der

Unabhängigkeit außerordentlich groß. Darum wird ein unerwarteter Besuch zum Störenfried der eigenen Pläne, und man gerät leicht in den Teufelskreis von Individualismus und Isolation.

Ich möchte hier an zwei Beispielen erzählen, wie ich gelernt habe, Gastfreundschaft zu üben. Eines Tages hatte ich mir gerade ein Kopftuch umgebunden und mich in die Hausarbeit gestürzt, als es an der Türe klingelte. Es war ein junges und sympathisches ausländisches Ehepaar, das wir ein Jahr zuvor kennengelernt hatten und das unsere Stadt bald wieder verlassen mußte. Anstatt sie herzlich zu empfangen und mich für die Unordnung in der Wohnung zu entschuldigen, erstarrte ich und sagte: »Sie hatten Ihren Besuch für heute morgen nicht angekündigt, nicht wahr?«

Absoluter Sieg der Ichbezogenheit über die Gastfreundschaft! Alles, was ich hinterher tat, konnte das Unbehagen, das durch meine erste Reaktion entstanden war, nicht mehr ganz zerstreuen. Denn von der ersten Sekunde an wissen die Menschen, die angeklopft haben und auf unserer Türschwelle stehen, ob sie willkommen sind oder nicht. Wir haben nicht immer die Zeit, uns für einen guten Eindruck vorzubereiten. Das Willkommen muß sofort da sein, ich möchte sagen: hautnah. Die Scham, die ich heute noch bei der Erinnerung an diese Episode empfinde, hat mich in der Folge vor solchen Entgleisungen bewahrt.

Ich habe auch eine zweite Erfahrung nicht vergessen. Ich arbeitete damals im Haus der Moralischen Aufrüstung in Boulogne-sur-Seine, das seine Aufgabe wie eine richtige Botschaft erfüllte. Wir empfingen für einige Tage eine asiatische Delegation, der auch Koreaner angehörten, die unter der japanischen Besatzung grausam gelitten, die sich aber zu der Erfahrung durchgerungen hatten, ihren Gegnern zu vergeben. Ihr Bericht war so bewegend, daß alle Japaner, die sie hörten, tief ergriffen waren. Wir wollten sie mit einer Anzahl von japanischen Freunden, die in Paris lebten, zusammenbringen.

Es war ein heißer Sommertag, und wir hatten für acht Uhr ein Essen im Garten vorgesehen. Um halb acht war alles bereit. Draußen waren kleine Tische aufgestellt, und das große Buffet im Esszimmer bot einen prächtigen Anblick. In diesem Augenblick klin-

gelte das Telefon. Es meldete sich noch eine neue Gruppe von vier oder fünf Personen zum Abendessen an. Es mußte noch ein Tisch beigefügt werden, und ich machte mich mit allem guten Willen, den ich aufbringen konnte, an diese Aufgabe. Um fünf Minuten vor acht war alles wieder neu hergerichtet. Aber das Telefon läutete noch einmal, und man sagte mir, daß noch ein Tisch für sechs Personen beigestellt werden mußte. Die wunderbare Anordnung von Porzellan und Silber mußte noch einmal über den Haufen geworfen werden. Diesmal hatte ich durchaus keine Lust mehr dazu, sondern empfand im Gegenteil ein so starkes Gefühl von Unwillen, daß ich wie gelähmt im Esszimmer stehen blieb, unfähig zur geringsten Initiative.

Jemand kam zu Hilfe, rasch wurde noch ein Tisch gebracht, und als die Gäste um acht Uhr kamen, ahnten sie nichts. Aber ich war an die Grenzen meiner Gastfreundschaft gekommen. Die Laternen im Garten wurden angezündet, und nach dem Kaffee versammelte man sich in der Bibliothek. Kurz, es wurde ein unvergeßlicher Abend, und ich habe mich oft gefragt, ob es nicht vielleicht gerade die Gäste des letzten Augenblicks waren, für die er am meisten bedeutete . . .

Ich möchte hier noch eine Bemerkung zur Frage der Wohngemeinschaften machen. Daß man lieber in einer Gemeinschaft als im geschlossenen Familienkreis leben möchte, ist heute zu einer gängigen Meinung geworden. Ich spreche aus Erfahrung, denn ich habe meistens — zuerst als Unverheiratete, dann als Ehefrau und zum Schluß als Familienmutter — in einer Gemeinschaft gelebt. Rückblickend bewerte ich diese Erfahrung des Zusammenlebens als etwas ganz Positives, aber nur, weil gewisse Bedingungen dazu erfüllt worden waren. Zunächst hatten wir ein Ideal und gemeinsame Ziele außerhalb der Gemeinschaft. Dann wußten wir — und hatten es auch akzeptiert —, daß Qualität und Quantität des Dienens in einer Familiengemeinschaft mehr von uns fordern würde als in einer kleinen Familie.

Die grundlegende Täuschung, die für das Scheitern so vieler Versuche des Gemeinschaftslebens schuld ist, ist folgende: Man denkt, es wird mehr Schultern geben, die meine Last tragen, dar-

um wird meine Last leichter werden — ob das nun die Hausarbeit oder meine Existenzschwierigkeiten betrifft. In Wirklichkeit trifft das Gegenteil zu. Wir haben unsere eigenen Schultern zu stärken, damit wir die Lasten der anderen mittragen können. Sonst geschieht es unweigerlich, daß die einen die anderen ausbeuten wollen — ob die Verheirateten die Unverheirateten, oder umgekehrt —, und dann ist die Türe offen für Kritik, Eifersucht und Verbitterung. Wenn die menschlichen Beziehungen das Wesentliche am Familienleben sind, dann ist es einleuchtend, daß sie in einer Familiengemeinschaft vielschichtiger sind als in einer normalen Familie. Nichtsdestoweniger ist ein gelungenes Leben in einer Gemeinschaft eine Quelle unendlichen Reichtums.

Kommen wir auf unsere Rolle und die unserer Heime zurück. Wir können kaum leugnen, daß wir uns nur dann in unserer Haut wohl fühlen, wenn wir einen ganz bestimmten Platz in der Gesellschaft einnehmen. Das legt Beschränkungen auf, verleiht aber auch eine Würde, ohne die wir in der Welt wie verloren wären. Bevor wir Frauen unseren besonderen Platz in der Familie mitsamt seinem Dienst und seiner Bedeutung in Bausch und Bogen aufgeben, täten wir gut daran, zweimal zu überlegen, durch was wir ihn ersetzen wollen. Wir sollten uns vergewissern, daß nicht nur wir, sondern daß die Welt dabei gewinnen soll.

¹ Laurens van der Post: *A Far-Off Place*, Hogarth Press, 1974, S. 153.

11. Über die Arbeit

Dieses wird ein Kapitel der Fragezeichen sein, und zwar aus einem einfachen Grund. Die Arbeit der Frau ist Gegenstand schon so vieler Studien, Kommissionen und Kontroversen gewesen, daß ich schlecht daran täte, diesem Berg auch noch meine Schippe Erde dazuzutun. Aber nachdem ich Kommissionsmitglieder getroffen, Statistiken durchgesehen und mir Diskussionen angehört habe, bin ich zum Schluß gekommen, daß einige grundsätzliche Fragen trotz allem nie gestellt werden. Und die möchte ich jetzt aufgreifen.

Eine Vorbemerkung: Für die große Mehrheit der Frauen ist die Arbeit nicht eine Frage der Wahl, sondern eine zwingende Notwendigkeit. Die Asiatin, die sich über ein Reisfeld beugt; die Afrikanerin, die im Busch ihr Feld Maniok bestellt; die Tochter des Bergmanns, die früh um fünf den Bus in die Spinnerei von Lille oder Roubaix nehmen muß; die Ärztin oder Lehrerin, die ihren Beruf ausüben, für den sie so lange ausgebildet wurden; die alleinstehende Frau, die für ihre Familie sorgen muß; die verheiratete Frau aus Ländern oder Bevölkerungsschichten, wo es unmöglich ist, das Ausgabenloch mit einem Einkommen allein zu stopfen — keine dieser Frauen hat die Zeit, Lust oder Möglichkeit, sich zu ihrer Arbeit Fragen zu stellen. Für sie ist sie — wie Essen und Trinken — Teil des Lebens. Darin unterscheidet sie sich in nichts von den Männern.

Es tritt dann ein Konflikt auf, wenn die Frau neben ihrer Arbeit Kinder in die Welt setzen und sie erziehen soll. Manchmal ist dieser Konflikt nicht sehr ausgeprägt. Ich denke zum Beispiel an das, was ich vom Leben in einem afrikanischen Dorf sehen und verstehen konnte. Die Mutter verrichtet ihre Arbeiten, indem sie das Baby auf dem Rücken trägt, und später spielt es auf der Erde neben ihr. Darüber hinaus ist jedes Kind nicht nur das Kind seiner Mutter, sondern das der ganzen Dorfgemeinschaft. Jeder Erwachsene fühlt sich frei, sich einzumischen, wenn ein

Kind in Gefahr ist oder wenn es ein Gebot übertritt. So ist das Kind von allen Seiten her geschützt. Sogar in der Stadt bleiben die Bande der vergrößerten Familie — des Stammes — sehr eng, und die Mutter kann jederzeit Hilfe finden.

Auch in Asien gehören die Kinder zu einer Dorfgemeinschaft in einem Maße, wie es in unserer westlichen, individualistischen Gesellschaft unbekannt ist. Es ist deshalb klar, daß die Fragen, die ich aufgreifen wollte, vor allem an die westliche städtische Gesellschaft gerichtet sind. Durch die Kampagne für die Emanzipation der Frau haben sie eine gefühlsbedingte Färbung erhalten, und schon an diesem Punkt stellen sich mir eine ganze Schar von Fragen.

Erstens: Hat die Berufsarbeit eine so befreiende Wirkung auf die Frau, wie man es so gerne behauptet? Schon in den Anfängen des Feminismus macht G. K. Chesterton die scherzhafte Bemerkung, Tausende von Frauen hätten sich erhoben und verkündet, sie ließen sich nicht mehr diktieren, was sie zu tun hätten. Dann seien sie davon geeilt und seien Stenotypistinnen geworden!

Ich sehe zum Beispiel nicht ein, warum eine Familienmutter, die sich zu Hause um kleine Kinder kümmert, eine Sklavin sein soll, während eine Kindergärtnerin, die die gleiche Arbeit mit den gleichen Kindern tut, »befreit« sein soll. Ich sehe nur zwei wirkliche Unterschiede: Die Kindergärtnerin geht von zu Hause fort und arbeitet mit anderen Menschen zusammen. Und sie erhält ihr Geld von der Behörde oder der Institution, die den Kindergarten unterhält, also nicht von ihrem Mann. Nach den neuen französischen Gesetzen ist sie übrigens verpflichtet, je nach der Höhe ihres Einkommens, auch zum Familienunterhalt beizutragen.

Wir werden noch auf die Frage der Isolierung der Mutter zu Hause zurückkommen. Aber es ist sicher der Mühe wert, sich die grundsätzliche Frage zu stellen, ob es wirklich der Lohn ist, der eine Arbeit befreiend wirken läßt. Gewisse berechtigte Forderungen laufen jetzt durch die Gesetzesinstanzen, wie zum Beispiel das Verlangen für gleiche Arbeit gleichen Lohn. Aber auch wenn eine einigermaßen gerechte Lösung einmal erreicht ist,

bleibt immer noch die Frage, ob Arbeit durch den Mangel an Geld oder durch den Mangel an Liebe entwertet wird.

Man macht es sich zu leicht, wenn man sagt, daß gewisse Arbeiten beliebter sind als andere. Der Psychologe *Viktor Frankl*¹ schreibt: »Die Frage nach dem Sinn des Lebens schlechthin ist sinnlos, denn sie ist falsch gestellt, wenn sie vage ›das‹ Leben meint, und nicht konkret ›je meine‹ Existenz. Das Leben selbst ist es, das dem Menschen Fragen stellt. Er hat nicht zu fragen, er ist vielmehr der vom Leben her Befragte, der dem Leben zu antworten — das Leben zu ver-antworten — hat.« Wir wissen, warum Frankl dies nicht leichthin sagt. Er mußte sich diese Philosophie selbst bei schweren Erdarbeiten in einem Konzentrationslager erkämpfen. Der Volksmund drückt es anders aus: Das Glück ist nicht, das zu tun, was man liebt, sondern das zu lieben, was man tut.

Ich hörte einmal ein junges Mädchen, das gleichzeitig ein festes Gehalt und Provision erhält, hinter ihrem Stand zu ihrer Nachbarin sagen: »Letzten Monat habe ich gearbeitet, weil ich mir einen Mantel kaufen wollte. Diesen Monat ruhe ich mich aus«, und ich fragte mich, ob diese Verkäuferin ihre Arbeit nicht selbst entwertete? Sie begnügte sich mit ihrem Fixum und blieb auf ihrem Schemel sitzen, ohne den Kunden, die sich in ihrer Abteilung umsahen, die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Das, was einer Arbeit Wert gibt, ist, was wir in sie hineinstecken, ebenso wie das, was wir für uns herausholen. Ich kenne eine Frau, die in der Staatsverwaltung eine gute Stellung hatte. Als Folge verschiedener Umbesetzungen wurde sie auf eine untergeordnete Stelle versetzt, wo sie Korrespondenzen zu erledigen hatte, die in ihren Augen von geringem Interesse waren. Gleichgültigkeit, der bald Verbitterung folgte, nistete sich bei ihr ein. Eines Tages wurde sie ihrer selbst überdrüssig und beschloß, auch dieser scheinbar langweiligen Arbeit ihr Bestes zu geben. Sie fand dabei nicht nur die Freude an der Arbeit wieder, sondern sie wurde nach kurzer Zeit befördert!

Kommen wir nun zum selteneren Fall, wo die Frau die Wahl zwischen einer Reihe von Lösungen hat: zu Hause zu bleiben,

halbtags oder ganztags zu arbeiten, oder nacheinander das eine oder das andere zu tun. Diese Freiheit der Wahl, die äußere Freiheit, genügt vielleicht nicht, um uns die Freiheit als solche zu sichern; denn es bleibt noch die Frage nach unserer Motivation. Auf eine Umfrage über »Die Frau und die freie Arbeitswahl«, an der ich teilnahm, antwortete eine Pariser Sekretärin und Mutter zweier Kinder: »Wenn man sich einmal entscheidet, als Frau eine Arbeit anzunehmen, anstatt Hausfrau zu sein, spürt man bald den Druck von allen Seiten: da kommt der soziale Druck; dann das, was die Zeitungen sagen; der Lebensstandard, den man erreichen möchte, schöne neue Kleider haben wollen usw. Auf der einen Seite erniedrigt man die Mutter, die das Leben aufbaut, und auf der anderen Seite verherrlicht man, zum Beispiel, einen Chirurgen. Das ist nicht normal. Ja, ich arbeite jetzt. Ich habe mich für ein Eigenheim, für Platz für die Kinder, für Ferien an der See entschieden. Aber ich fühle mich im völligen Widerspruch mit mir selber. Es ist schrecklich!«²

Als Antwort auf dieselbe Frage schrieb eine andere Pariserin, ebenfalls Mutter von zwei Kindern: »Ich betrachte die Gelegenheit, außerhalb meines Heimes etwas zu tun, nie als ein ›Muß‹, sondern als eine Möglichkeit, anderen zu helfen. Denn ob ich draußen etwas für andere oder zu Hause etwas für meinen Mann und meine Kinder tue, es kommt auf das gleiche heraus. Das Leben ist ein Ganzes, und das ist befriedigend. In unserer Zeit kann sich eine Frau nicht mehr damit zufrieden geben, sich nur um ihren Haushalt zu kümmern, ohne sich auch mit der Gesellschaft und der Welt zu beschäftigen, zu der ihr Zuhause gehört. Sie muß auf die eine oder die andere Weise Verantwortung übernehmen, sei es, daß sie durch ihr Heim wirkt und es nach außen hin öffnet, sei es durch eine Hilfeleistung oder eine Berufung außerhalb ihres Heimes. Ich glaube nicht, daß Kinder darunter leiden werden, während gewisser Zeiten und guter Aufsicht in der Tageskrippe oder bei einer Großmutter zu sein, wenn die Mutter aus guten Gründen außer Haus ist. Dagegen zieht sich mein Herz zusammen, wenn ich an die Frauen denke, die gezwungen sind, sich eine Arbeit zu suchen, weil sie wirklich nicht

genug zum Leben haben, und die deswegen auch ihre Kinder weggeben müssen. Ebenso traurig bin ich, wenn ich an die anderen Frauen denke, die ihre Kinder weggeben, weil ihr Wunsch nach mehr und mehr Geld und Besitz wie ein Faß ohne Boden ist, und sie sich immer mit den Nachbarn vergleichen, die noch mehr haben als sie, und nie mit denen, die viel weniger haben.«

»Das Leben ist ein Ganzes, und das ist befriedigend.« Diesen Satz liebe ich. Er stammt von einer ausgeglichenen Frau, die am Arbeitsplatz die Atmosphäre eines Heims zu schaffen weiß, und die auch in ihrem Heim eine echte Arbeit vollbringen kann.

Unsere eigenen Motive und jene, die die Gesellschaft bewegen, beeinflussen sich manchmal gegenseitig. Die Presse und die übrigen Medien verstärken vielerlei Tendenzen in uns und wecken Ängste, Wünsche und ehrgeizige Ziele, die wir uns allein gar nicht ausgedacht hätten. Andererseits stellt die öffentliche Meinung die Summe aller unserer Wünsche und Entscheidungen dar.

Ich habe das selten so deutlich gespürt wie bei einer Sendung des englischen BBC Fernsehen. Eine Kinderärztin plädierte vor einem ausgewählten Publikum, das ihr größtenteils — im Sinne der Sendung »Controverses« — feindlich gesinnt war, für die Sache der Frau in der Familie. In ihrer Stellungnahme gab es allerdings schwache Stellen, weil sie die Mutter und ihre kleinen Kinder als Einheit betrachtete — losgelöst sowohl von materiellen Fragen wie auch von den Realitäten der modernen Welt. Ich war aber doch verblüfft, als ihr aus dem Publikum ein Schriftsteller gelassen auseinandersetzte, daß die moderne Gesellschaft ihre Priorität in der Herstellung von Konsumgütern und Gegenständen, die die Lebensqualität erhöhen, sehe und weniger in der Sorge um den Menschen. Die Frauen, so sagte er, wollten an dieser Entwicklung teilhaben, indem sie lieber bei der Herstellung dieser Güter mitarbeiteten, als sich zu Hause um ihre Kinder zu kümmern. Wenn dieses Argument wahr ist, dachte ich mir, müssen dann die Werte der heutigen Gesellschaft nicht vollkommen umgekrempelt werden? Es machte mich auch nachdenklich, daß noch so viele Frauen einer bereits überholten Industrierevolution nachrennen. Ich fragte mich: Kommen wir denn immer um eine

Revolution zu spät? In diesem hochtechnischen Zeitalter kommen die Schwierigkeiten selten von den Dingen her, die wir herstellen, sondern vom menschlichen Versagen, das zum Versagen der Technik führt. Die nächste Revolution, die wir brauchen und in der Zukunft noch mehr brauchen werden, wird sich in den Herzen und den Motiven der Menschen abspielen.

In einer Familie braucht ein Kind einen Vater und eine Mutter. Es wüßte mit zwei Vätern nichts anzufangen. Genauso ist es in der Welt der Arbeit. Die Gesellschaft braucht eine Ko-Produktion von Mann und Frau; dabei brauchen wir nicht zur altergebrachten Rolle der Frau zurückzukehren. Es geht nicht mehr um eine Rolle, sondern um das Sein — wo immer sich eine Frau befindet.

Dieses Kapitel soll Héléne Guisan, die Frau eines Schweizer Politikers, abschließen: »In einer Stunde, in der es der Frau ein Leichtes wäre, ein weiterer Mann zu werden, muß sie die Eigenschaften des Geistes und des Herzens, die ihr besonders zu eigen sind, mit Überzeugung bejahen. Anstatt den Mann im Rennen nach Erfolg, nach größerem Wissen und nach Macht überholen zu wollen, sollte die Frau ein Gegengewicht in der Waagschale sein, damit das Menschliche — alles, was nicht sichtbar, nicht meßbar, nicht unbedingt rentabel oder nützlich ist — überwiegen kann, ohne das aber das Leben nicht mehr lebenswert ist.«

¹ Viktor E. Frankl: *Ärztliche Seelsorge* (Deuticke, Wien 1966), S. 72.

² *Tribune de Caux*, Genf, Februar 1974, S. 5.

12. Wer entscheidet in Europa?

Bei einem Essen saß eine meiner Schwägerinnen an der Seite von Jean Rey, dem damaligen Präsidenten der Kommission der Europäischen Gemeinschaft. Sie zeigte ihm eine Schrift, die sie mit Hilfe zahlreicher britischer Frauen verfaßt hatte. Es handelte sich um ein »Manifest der Hausfrauen«, worin die Frauen sich angesichts der ernstesten wirtschaftlichen Probleme Englands verpflichteten, verantwortungsvoll zu handeln. Verschiedene Probleme werden darin auf einfache und konkrete Weise angegangen. Hier einige kurze Auszüge, die meine Schwägerin Monsieur Rey vorlas:

»Wir werden den Lebensstandard und das Glück der Familien in der ganzen Welt auf unser Herz nehmen. Haben wir das Recht, uns jedes Jahr zu bereichern, wenn so viele Menschen Hunger leiden?

Wir werden das einkaufen, was wir nötig haben, und nicht das, wozu wir Lust haben. Wir werden nicht hamstern.

Wir lassen nicht zu, daß die Wunden, die Verbitterung oder die Vorurteile aus der Vergangenheit unsere Zukunft bestimmen.«

Monsieur Rey sagte meiner Schwägerin mit einem kleinen Lächeln: »Wissen Sie, was man in Brüssel sagt? In England werden die Entscheidungen nicht von der Regierung, sondern von den Hausfrauen gefällt.«

Man glaubt zu träumen — sind es wirklich die Familienmütter, die Hausfrauen, die Frauen der Europäischen Gemeinschaft, die die Einstellungen und Meinungen in Europa verändern könnten? Was würde das heißen — was würde es uns kosten?

Die goldenen Fäden unserer Ideale und die blutroten Fäden unserer Kriege — das Gewebe Europas — bilden auch das Gewebe meines Lebens. Mit allen Fasern meines Seins gehöre ich zu diesem alten Lotharingen, dessen zerstreute Teile: Luxemburg, die Saar, Elsaß-Lothringen und bis hinein in die Schweiz

während vieler Jahrhunderte zwischen Deutschland und Frankreich umstritten waren, wie die Kinder eines geschiedenen Ehepaars, die von Vater und Mutter gleichzeitig für sich beansprucht werden. Ich habe den typischen Eigensinn meiner beiden Großväter aus dem Elsaß (der eine kam aus Straßburg, der andere aus Thann), der dort mit »Dickschädel« beschrieben wird. Durch meine Erziehung und durch jenen Jugendpatriotismus, der uns so prägte, bin ich ganz Französin. Durch meine lateinische und kartesianische Kultur und mein Studium der alten Sprachen an der Sorbonne, gehöre ich ein wenig zum Mittelmeerraum, von dem ich so oft geträumt habe. Heute sind mein Mann, mein Sohn und mein Heim englisch. Spät, aber dafür mit ganzem Herzen, habe ich diese Kultur in mich aufgenommen, die — gleichzeitig keltisch und angelsächsisch — den Charakter derer prägt, die mir die Allernächsten sind.

Während des letzten Krieges wurde die Familie meiner väterlichen Großmutter durch die antisemitischen Verfolger dezimiert. Ich selber habe in der Résistance, durch Deportationen und in den Kämpfen um die Befreiung Frankreichs viele Schul- und Studienfreunde verloren.

Wie die meisten meiner Generation, die die Besatzung erlebten, hatte ich 1945 einen tiefen Haß — nicht nur auf Hitler-Deutsche, sondern ganz einfach auf Deutsche. Diese Gefühle schienen mir so gerechtfertigt, daß ich mich nicht bemühte, sie — oder ihre weiterreichenden Folgen — zu überprüfen!

Im Internationalen Zentrum der Moralischen Aufrüstung in Caux, wo sich das zerrissene Europa endlich wiedertraf, mußte ich das Zimmer mit zwei Deutschen teilen. Die eine war nie Hitleranhängerin gewesen, während die andere Verantwortung in der Hitlerjugend gehabt hatte. Wir sind — in Diskussionen, die bis zum frühen Morgen dauerten — durch alle Phasen gegangen, die es gibt: von der oberflächlichen Höflichkeit zur bewaffneten Neutralität bis zu Zornausbrüchen.

Dann kam die Stunde der Herausforderung: im Herbst 1948 baten mich einige Deutsche, zu ihnen zu kommen, zusammen mit Menschen verschiedener anderer Nationalitäten, die sie in Caux

getroffen hatten. Da ich aber fest entschlossen war, meine Füße nicht auf deutschen Boden zu setzen, schickte ich meinen Koffer nach Paris. Ich sollte ihn erst drei Monate später wiedersehen — drei Monate, die nicht nur für mich persönlich entscheidend waren, sondern auch für viele Deutsche, die sich in dieser Zeit für einen neuen Weg entschieden. Ich werde niemals den Empfang vergessen, der uns überall bereitet wurde: die Betten, die man für uns in zerbombten Häusern fand, in denen schon nicht genug Platz für die eigene Familie war; das kostbare graue Brot, das so großzügig mit uns geteilt wurde. Dennoch heilte das alles nichts in meinem Herzen, das so mit Angst, mit angeborenem Mißtrauen und dem Wunsch erfüllt war, heute die zu vernichten, die uns gestern vernichtet hatten.

Eines Tages bat man mich, in einer Versammlung, die im Münster von Ulm stattfinden sollte, zu sprechen. Wir fuhren in Autobussen dorthin, und plötzlich stand das Schild *Dachau* vor uns. Ich mußte an meine Angehörigen, meine Kameraden und Freunde denken, und wieviel sie gelitten hatten. Gleichzeitig fühlte ich mich vor eine Wahl gestellt: Entweder würde ich an meinem erbitterten Haß festgeklammert bleiben, oder ich würde ihn opfern, damit unsere Zukunft anders aussehen könnte.

Es kamen mir klare Worte der Vergebung in den Sinn, die ich in der Kathedrale sagen sollte, und die vielleicht das Herz und das Gewissen der Deutschen erreichen könnten. Nur wollte ich diese Worte einfach nicht aussprechen. Wir rollten über die Hügel und durch die Wälder von Bayern — ich hatte nur noch eine Stunde, bald nur eine halbe Stunde, um mich zu entscheiden. Plötzlich begriff ich: Wenn ich auch nicht fähig war, den Aufruhr meiner Gefühle zu beherrschen, so war ich doch frei, die Worte zu sagen, die mir gekommen waren — oder ich war frei zu schweigen. Es ging also zutiefst um meinen Willen. In jenem Autobus auf der Autobahn traf ich dann meine Wahl: Ich wählte die Zukunft, die auf der Versöhnung aufgebaut war. Überrascht stellte ich in den nächsten Tagen fest, in welchem Maße ich jetzt Deutschland mit anderen Augen sah. Ich sah dieses Land — wie es einmal gewesen war; ich sah auch — wie es einmal sein

könnte, und entdeckte, daß ich bereit war, mich von ganzem Herzen und mit aller Kraft dafür einzusetzen. Es würde den Rahmen dieses Buches sprengen, wenn ich erzählte, was damals auf unserer Reise durch Deutschland alles geschah. Mit diesem Erlebnis wollte ich nur zeigen, daß die Versöhnung zwischen Frankreich und Deutschland, die in die Zeitgeschichte eingegangen ist, sich nicht ohne einen gewissen Alchemieprozeß auch im Herzen einer gewöhnlichen Frau abgespielt hat.

Das Problem der Beziehungen zu England ist vielseitiger und heikler. Hier handelt es sich nicht um Feindschaft, sondern um Rivalität. Jahrhundertlang haben wir — Engländer und Franzosen — in Kanada, in Indien, auf hoher See und in fernen Wüsten um die Vorherrschaft gekämpft. Selbst die Kampfgenossenschaft während zwei Weltkriegen hat vergangene Rivalitäten nicht beseitigen können. Der Name Dünkirchen ruft diesseits und jenseits des Kanals ein sehr verschiedenes Echo hervor. Wenn der Franzose mit Leidenschaft seine Überlegenheit bekräftigt, glaubt der Engländer so selbstverständlich an seine eigene, daß er sie nicht einmal zu beweisen braucht — was uns Franzosen erst recht aufreizt und entrüstet. Diese Rivalität lag mir selber so im Blut, daß ich noch sechs Monate vor meiner Verlobung (mit einem Engländer) mit der Hand auf den Tisch geschlagen und gesagt habe: »Ich werde niemals einen Engländer heiraten!« Kurze Zeit nach unserer Verlobung saßen wir beide bei einem Essen neben einem Diplomaten, der sein Land während drei Jahren bei der Organisation für wirtschaftliche Entwicklung und Zusammenarbeit (OECD) vertreten hatte. Er war Schotte. Wir fragten ihn, ob er in den letzten Jahren einen Fortschritt in seiner Arbeit gesehen habe.

»Überhaupt keinen«, sagte er.

»Und warum?«

»Weil es für Franzosen und Engländer unmöglich ist«, antwortete er prompt, »sich je über irgend etwas einig zu sein.«

Welch eine Ermutigung für unseren gemeinsamen Start ins Leben! Es stimmt — an unterschiedlichen Standpunkten fehlte es bei uns nicht. Was mein Mann mit Begeisterung frische Luft

nennt, ist für mich gräßlicher Durchzug. Wir haben den Tee- und Kaffeekrieg geführt und ihn mit einem Kompromiß beendet. Der Engländer mißtraut instinktiv aller Theorie und glaubt nur an die Tat. Der Franzose sieht keinen Sinn in einer Tat, wenn sie sich nicht durch eine entsprechende Theorie abstützt. Madariaga hat es in seinem Buch *Engländer, Franzosen, Spanier*¹ sehr fein beobachtet. Er meint, der Franzose sei genau und abstrakt, der Engländer konkret und ungenau. Das alles hat auch uns mancherlei Mühe — aber auch Spaß — gemacht, denn wir haben entdeckt, wie ähnlich unsere beiden Naturen trotz dieser Äußerlichkeiten sind.

Zwischen einem Franzosen — in diesem Fall einer Französin, die nicht immer recht haben will —, und einem Engländer, der hinnimmt, daß er vielleicht die Hilfe anderer nötig hat, kann sich eine Zusammenarbeit entwickeln, wie sie die Welt gebrauchen könnte.

Wir haben das nie so tief empfunden wie in Afrika. England und Frankreich haben ihre Kolonisation mit völlig entgegengesetzten Voraussetzungen unternommen. Die Franzosen erachteten es als das größte Geschenk für einen Afrikaner — sei er aus Tunis, Dakar oder Libreville —, wenn sie aus ihm einen guten kleinen Franzosen machten. Die Engländer hingegen haben sich niemals vorstellen können, daß je ein anderer englisch werden könnte. Hinter beider Haltung steht aber der gleiche Hochmut, dessen bittere Früchte wir heute ernten. Wir dürfen natürlich nicht diejenigen Männer und Frauen schweigend übergehen, die ihr ganzes Leben in den Dienst ferner Kontinente gestellt haben. Sie haben Einsamkeit, Hunger, Fieber, Verfolgung und Not ertragen, um ein wenig Brüderlichkeit zu bringen, und ihr leuchtendes Beispiel bleibt in Tausenden von Herzen weiter wach. Aber die Selbstsucht der meisten unter uns hat dieses Leuchten sehr verdunkelt. Unsere Gier nach Elfenbein, nach Gold und nach dem angenehmen Leben in den Kolonien hat die heroische Selbstlosigkeit jener anderen Menschen fast ausgelöscht. Auch hier sind die goldenen und blutroten Fäden unentwirrbar miteinander verflochten.

Was können wir tun? Zuerst müssen wir uns wieder ins Bewußtsein rufen, daß Europa nicht in erster Linie aus Autobahnen, Fabriken, Krankenhäusern und Schulen besteht, sondern daß es Wertbegriffe darstellt wie brüderliche Barmherzigkeit, Unbestechlichkeit, Gerechtigkeitssinn und Freiheitsliebe. Auch mitten in der heutigen Krise von Inflation und Arbeitslosigkeit können wir diese Werte wieder aufleben lassen, denn die Welt möchte noch auf diese Werte zählen können. Der nächste Schritt heißt dann, den Weg der Versöhnung bis zum Ende zu gehen, vererbte Vorurteile fallen zu lassen und jene Menschen zu verstehen und zu lieben suchen, die auf der »anderen Seite« leben — auf der anderen Seite des großen Stromes, der hohen Berge oder des weiten Meeres. Zu anderen Kontinenten eine Politik des demütigen und offenen Herzens zu praktizieren, hat nichts mit Demütigung zu tun, wohl aber mit der Gleichheit, von der wir so gerne reden. Daß Frauen auf allen diesen Gebieten, die so sehr über die Technik hinausgehen, eine besondere Rolle zu spielen haben, ist offensichtlich. Daß diese Rolle entscheidend sein soll, das ist ein Akt des Glaubens.

Eine Irländerin hat solch einen Akt des Glaubens in einer dramatischen Situation getan. Saidie Patterson, ehemalige Textilarbeiterin und heute Vorsitzende von *Women Together* (Frauen tun sich zusammen) erzählt: »*Women Together* ist gegründet worden, als eine Putzfrau im Gaswerk von Belfast einige Male den gleichen Traum hatte: Die Frauen Nordirlands würden sich zusammentun, um den Gewalttätigen zu sagen: Werft eure Gewehre, eure Bomben weg, und gebt uns den Frieden zurück! — Unsere Botschaft ist einfach: Wenn ihr vor einer Mauer aus Haß steht, steigt über sie und bietet drüben die Hilfe eurer Hände und die Hoffnung eurer Herzen an. Das machen wir nun seit vier Jahren . . . Unsere Straßen waren schmutzig, weil ein katholischer Straßenkehrer Angst hatte, den protestantischen Sektor zu betreten — und umgekehrt. Für uns war eine schmutzige Straße eine besiegte Straße, und wir haben unter Nachbarinnen beschlossen, den Besen selbst in die Hand zu nehmen. Die Anführer beider Seiten waren mißtrauisch . . . Sie sagten, wer hat euch

die Erlaubnis gegeben, die Straße zu kehren? Wir haben geantwortet, es sind unsere Straßen. Wir kamen der Kampfzone immer näher . . . Auf der einen Seite warfen die Aufständischen Ziegelsteine und Molotowcocktails auf die Armee; die von der anderen Seite antworteten mit Gummikugeln. Wir haben uns untergehakt und haben in der ganzen Breite der Straße eine Kette gebildet und haben trotz der Geschosse und der sarkastischen Bemerkungen standgehalten. Die Mütter haben ihre Kinder nach Hause geschickt und gingen in die erste Reihe. Und die Soldaten wunderten sich über das, was sie da sahen, das stärker zu sein schien als die Waffen, die sie trugen.«²

Gibt es etwas, das wir Europäerinnen mit dieser Art von Mut nicht tun könnten?

¹ Salvador de Madariaga: *Englishmen, Frenchmen, Spaniards* (Pitman, London 1969), S. 74.

² *New World News*, London 19. 7. 1975 (vgl. auch *Caux-Information*, Luzern 15. 2. 1977, S. 2).

13. Über das Leiden

Das Leben macht uns Geschenke von Licht und Geschenke von Finsternis.

Die Geschenke des Lichts verursachen uns keine schlaflosen Nächte: gute Geschäfte, gute Gesundheit, gute Schulzeugnisse der Kinder . . . Es gibt nichts, was uns quälen könnte. Unter normalen Umständen scheint das selbstverständlich, und wir nehmen uns selten die Zeit, das Wunderbare daran zu sehen.

Kommen die Geschenke der Finsternis, verändert sich das Bild. Tausend Fragen stürzen auf uns ein: Warum ich? Warum jetzt? Warum gerade das? Wie kann es Gott — wenn es ihn gibt — zulassen, daß mich solch ein Unglück trifft? Warum, warum? Hiob, der Mann des Unglücks, spricht nur in Fragen: »Warum gibt Gott dem Mühseligen Licht und Leben denen, die bitterer Seele sind; die auf den Tod harren, und er ist nicht da, und die nach ihm graben mehr als nach verborgenen Schätzen?« Die Antworten, die ihm seine Freunde geben, befriedigen ihn gar nicht: »Ich habe vieles dergleichen gehört, leidige Tröster seid ihr alle. Hat es ein Ende mit den windigen Worten? Oder was reizt dich, daß du antwortest? Auch ich könnte reden wie ihr, wenn ihr an meiner Stelle wäret.«¹

Seit Hiob haben sich zahllose Philosophen mit dem Problem des Leidens befaßt. Gibt es eine überall anwendbare Lösung dafür? Selbst wenn es eine gäbe, würde der Leidende nicht — wie Hiob — versucht sein zu sagen: »Ihr seid alle schlechte Tröster«?²

In der Tat ist Leiden immer jemandes Leiden. Es sind die Durands, die ihre älteste Tochter bei einem Autounfall verloren haben. Es ist Gilberte, deren Mann sie wegen einer anderen Frau verlassen hat. Es ist Marcel, ein gewissenhafter, fleißiger Arbeiter, dem man seine Stelle aus wirtschaftlichen Gründen gekündigt hat. Es ist Jeanette, eine noch junge Mutter, die erfahren hat, daß sie von der multiplen Sklerose befallen ist. Für sie alle — und nicht für die Allgemeinheit — ist es lebensnotwendig, eine Antwort zu finden, die zutiefst befriedigt. Diese Antwort kann

auch von einem Fall zum anderen anders aussehen, das ist nebensächlich.

Das Leiden ist sogar derart subjektiv, daß es unmöglich ist, das Leiden eines anderen zu beurteilen. Ein Sprichwort der Indianer Nordamerikas sagt: »Wage kein Urteil über einen anderen, bevor du nicht vierzehn Tage seine Mokassins getragen hast.« Unsere Schultern sind nicht alle gleich stark für die Lasten, die wir zu tragen haben. Was dem einen eine Kleinigkeit ist, ist für den anderen eine Tragödie. Wir kennen alle Menschen, die an völlig eingebildeten Übeln wirklich leiden. Eine humorvolle Frau, die sich dieser Verschrobenheit bewußt war, bekannte am Ende ihres Lebens einer ihrer Freundinnen: »Ach, meine Liebe, was habe ich viel Unglück gehabt, wovon mir allerdings die Hälfte niemals zugestoßen ist.«

Ich konnte dieses Buch nicht beenden, ohne dem Leiden ein Kapitel zu widmen, denn wir Frauen werden ihm alle eines Tages auf unserem Weg begegnen. Mehr noch — vom Kind an, das sich eine Beule geholt hat, bis zum verstörten, ratlosen Erwachsenen, werden sich alle diejenigen an uns wenden, die getröstet werden müssen. Ich bin mir dessen bewußt, über das *Warum* des Leidens nichts sagen zu können; aber ich habe durch das Lesen über andere und das Beobachten von anderen gelernt, wie sie sich ihren Prüfungen gestellt haben, so daß ich nach und nach in meinen Prüfungen einen Leitgedanken entdecken konnte — nicht ein *warum*, aber ein *wozu*.

Manchmal ist es ganz offensichtlich, daß wir uns ein Unglück selbst verschuldet haben; manchmal ist die Tragödie, die uns befallen hat, aber auch die Folge der Grausamkeit eines Dritten.

Ich kenne eine bemerkenswerte Frau aus Irland, deren zwanzigjähriger Sohn einem Attentat zum Opfer fiel, wie sie dort fast zum täglichen Leben gehören. Mitten in ihrem Kummer und ihrer Trauer fand sich diese Frau in der Stille ihres Herzens vor einer Wahl: die schreckliche Tat rächen zu wollen — oder vergeben zu können. Rache schien nahezuliegen, aber sie würde unweigerlich in den Teufelskreis der Gewalt führen. Sie entschied sich für die Vergebung³. Seitdem sucht sie Begegnungen mit jun-

gen Extremisten der Gegenpartei, um ihnen von der eigenen Erfahrung des Leidens und des Vergebens und von ihrer großen Liebe zu Irland zu erzählen. Sie hofft, diesen jungen Menschen zu helfen, ihre Kräfte auf eine konstruktive Änderung der Zustände ihres Landes hinzulenken.

Tausende müssen heute wie diese Frau um ihre Söhne trauern — und die Zahl wächst täglich. Was bedeutet es schon, ob sie Opfer der sogenannten Ordnungskräfte oder der Freischärler wurden. Ob eines Tages aus der Tiefe dieser Leiden ein neuer Wille geboren wird, der diese Probleme auf andere Weise als mit Gewalt zu lösen versucht — das hängt vielleicht von den Frauen ab. Ich spreche bewußt von einem neuen Willen, denn das ist etwas ganz anderes als nur Lippenbekenntnis zu frommen Wünschen.

Es wäre wert, sich zu fragen, ob aus den zu Unrecht erlittenen und jeden Tag wachsenden Leiden unzähliger Menschen nicht eine geistige Kraft zur Umwandlung der Welt werden könnte?

Manchmal scheinen sich im Unglück, das uns trifft, alle Elemente zu vermischen: unsere eigenen Schwächen, die Schwächen oder die Böswilligkeit anderer und letztlich das Schicksal. Manchmal scheint auch nur das Schicksal im Spiel zu sein. Ich bitte um Verständnis dafür, daß ich jetzt wieder von mir selbst spreche, aber es ist vielleicht das Nützlichste, das ich tun kann:

Ich glaube im Leben viel Glück gehabt zu haben. Wie alle Welt, so habe auch ich meine Schwierigkeiten gehabt, aber keine großen Mißgeschicke, die dann ein ganzes Leben verdüstern können. Zudem bin ich vom Temperament her optimistisch veranlagt. Ich konnte genießen, was mir zufiel, ohne unnötiges Bedauern darüber zu fühlen, daß es auch anders hätte sein können. Ich weiß, daß ich auch zu einer auf vielen Gebieten bevorzugten Minderheit gehöre.

Im Laufe des vergangenen Jahres hatte ich über einige Verdauungsstörungen zu klagen, die ohne Bedeutung schienen und meine Aktivitäten nicht behinderten. Bevor die Schulferien anfangen, habe ich dann doch einen Spezialarzt aufgesucht. In den darauffolgenden Tagen wurde ich in ein Krankenhaus einge-

wiesen und einem Chirurgen anvertraut. Ich habe mir von seiner Assistentin das Versprechen geben lassen, daß sie mir die volle Wahrheit sagen würde. Das Urteil des Chirurgen fiel wie ein Fallbeil: unheilbarer, nicht mehr operierbarer Krebs.

Um sich gegen einen ersten Schock zu wehren, besitzt die menschliche Psyche einige Hilfsmittel: Es dauert eine gewisse Zeit, um das Unabwendbare anzunehmen, und man beginnt trotz aller Beweise daran zu glauben, daß man zum früheren Zustand, zum »Vorher«, zurückkehren könne. Man nimmt Zuflucht zu Gesprächen, man hat das Bedürfnis zu weinen, man wird getragen durch den einfachen Mut der anderen im Krankenzimmer, die einige Tage zuvor eine ähnliche Prüfung durchgemacht haben, und man ist umgeben von den ersten Beweisen der Liebe von den Seinen.

Aber es kommt der Augenblick, in dem man der Wahrheit ins Angesicht sehen muß. Die Flut von Fragen über das *Warum*, von der wir am Anfang dieses Kapitels sprachen, stürzt dann auf uns ein. Alle Möglichkeiten wirbeln in Kopf und Herz durcheinander: Der Tod, die Trennung, die Schmerzen, die Angst vor dem Unbekannten, die Hoffnung auf Heilung. Einige Gedanken — wenn das der richtige Ausdruck dafür ist — möchte ich hier festhalten, denn sie haben es mir erlaubt, in diesem inneren Tumult den Frieden zu bewahren oder ihn wiederzufinden.

Ich habe nicht versucht, der Angst zu widerstehen, sie ist in einer solchen Situation zu sehr Teil des Menschen selbst. Es war besser, sie in Wellen über mich hereinbrechen zu lassen, ohne mich dagegen zu sträuben.

Mit dem Selbstmitleid hingegen ist es eine andere Sache. Ich erinnere mich an eine junge Frau, die sich vor fünfzehn Jahren plötzlich in der gleichen Lage fand wie ich. Sie war jung verheiratet und hatte einen kleinen Jungen von zweieinhalb Jahren. Trotz aller Bemühungen konnte sie ihre Ruhe und Gelassenheit nicht wiederfinden. Die Wochen — es waren vielleicht die letzten ihres Lebens — vergingen und waren bis zum Rande gefüllt mit Bitterkeit. Eine ältere Frau, voll Weisheit und Mitgefühl, die sie gut kannte, entschloß sich, das Problem frontal anzugehen. Es

fiel ihr so schwer, daß sie zehn Minuten vor der Tür stand, bevor sie anzuklopfen wagte. Dann trat sie ein und fragte ganz einfach:

»Wann willst du aufhören, Mitleid mit dir selbst zu haben?«

Es war wie ein klarer Schnitt durch ein Geschwür. Auf die Frage folgte eine lange Stille. Dann erhellte sich das Gesicht der jungen Frau, und sie antwortete:

»Jetzt gleich.«

Die Atempause, die in der Entwicklung der Krankheit folgte, war nicht von langer Dauer, aber ihre letzten Monate waren von einem Licht erfüllt, das noch lange Zeit nach ihrem Heimgang leuchtete.

Ich war mir auch darüber im klaren: Wenn Bitterkeit und Auflehnung in mir hochkamen, so geschah es nicht nur aus objektiven Gründen — obwohl es deren genug gab, sondern aus Selbstmitleid, das alles vergiftete.

Eine Gewißheit hat mich durch diese Tage begleitet. Sie war wie ein Felsen, an den ich mich klammern konnte. Ich kann es nicht besser sagen als so: Gott macht keine Fehler. Was mir widerfährt, ist auf keinen Fall die Folge einer Unaufmerksamkeit oder einer falschen Weichenstellung der Vorsehung. Ich sage nicht, daß Gott jemals jemanden die Krankheit, das Leiden oder den Tod wünscht. Jesus Christus hat einen zu großen Teil seiner Zeit unter uns Menschen der Heilung von Kranken und der Auferstehung der Toten gewidmet, als daß man das glauben könnte. Wenn der Seher in der Offenbarung das Paradies beschreibt, gebraucht er einen anschaulichen Ausdruck: »Und Gott selbst wird jede Träne von ihren Augen wischen«⁴, und doch erlaubt Gott — trotz aller Entwicklung und Verwirrung der heutigen Welt —, daß uns selbst ein Unglück trifft. Warum? Es bleibt uns unverständlich. Er hat die Gabe jener außerordentlichen Macht, mit der er aus großem Leid etwas Neues zu machen versteht⁵. Und deswegen dürfen wir Vertrauen haben.

Der Mensch ist aber so beschaffen, daß er, wenn auch nicht einer vollen Erklärung, doch wenigstens eines Gefühls für die tieferen Zusammenhänge bedarf. Da traf ich auf den Kern meiner Fragen. Allmählich ist mir nämlich die Überzeugung gekommen, daß der Sinn des Leidens untrennbar mit dem Sinn des Lebens verbunden ist. Wenn ich weiß, warum ich lebe, werde ich auch wissen, warum ich leide. Ich werde es vielleicht nicht richtig ausdrücken können, aber mein ganzes Wesen wird darin Ruhe finden.

Der Sinn unseres Lebens muß weit und tief genug sein, um alles einzuschließen. Dazu fällt mir ein Beispiel ein, das mir im Krankenhaus etwas bitter erschien, über das ich aber heute lächeln kann. Vor einem Jahr hatten wir — dank zweier Erbschaften — zum ersten Mal in unserem Leben ein eigenes Heim, und vierzehn Tage vor meiner Operation unseren ersten Wagen kaufen können. Es hat uns zwar nie an Unterkunft oder an Transportmöglichkeiten gefehlt, aber wer mit fünfzig Jahren zum ersten Mal ein eigenes Heim und eigenes Auto besitzt, weiß, wie berauschend das sein kann. Wenn das Leben daraus bestünde, unsere materiellen Güter genießen zu können, dann wäre meine Lage natürlich besonders trostlos gewesen. Unser ozeanblauer Peugeot war ein echtes Symbol für diesen Genuß! Ich brauche nicht zu sagen, daß meine bitteren Gefühle nicht lange angehalten haben; außer den Fahrten zwischen unserem Heim und dem Krankenhaus habe ich mit meinem Mann in diesem besonders milden und strahlenden Spätherbst zwei oder drei unvergeßliche Ausfahrten machen können.

Im Getümmel des Alltags nimmt man sich kaum die Zeit, über den Sinn des Lebens nachzudenken. Man ist zu sehr damit beschäftigt, zu leben. Jetzt habe ich während der schlaflosen Nächte und am Tage während der langen Stunden der Untätigkeit mehr Zeit nachzudenken, als ich jemals gehabt habe. Es scheint mir, daß mein Leben auf dieser Erde drei Ziele hat: Einmal die Erfüllung bestimmter Aufgaben. Dann der Erwerb eines Charakters, der nach der Meinung einiger mehr menschlich, nach der Überzeugung anderer dem Göttlichen näher kommen sollte. Das letzte

Ziel, das mir am meisten am Herzen liegt, ist, meinem Schöpfer Ehre zu erweisen.

Ob wir unsere Aufgaben erfüllen, wie wir sollten — das können wir selbst vielleicht am schlechtesten beurteilen. Die Welt ist voller Menschen, die sich unersetzlich fühlen, während ihre Kollegen, ihre Familien und ihre Nachbarn es oft ganz anders sehen! Oft entdeckt man erst hinterher, daß man irgendwie hat nützlich sein können. Und letzten Endes ist es nicht an uns, zu entscheiden, wann unsere Aufgabe beendet ist. Ich habe irgendwo einmal gelesen: »Solange meine Aufgabe nicht beendet ist, bin ich unsterblich.« Aber darüber zu entscheiden, steht einem Höheren zu.

In diesem geheimnisvollen Prozeß der Alchemie, durch die ein Charakter geformt wird, spielt das Leiden von dem Augenblick an eine wichtige Rolle, in dem es mit der richtigen Haltung akzeptiert wird. Vielleicht dachte François Mauriac daran, als er zu seinem Sohn einmal sagte: »Es beunruhigt mich, wie wenig Platz du dem Leiden in deinem Leben einräumst.«⁶

Übertriebenes Selbstvertrauen, dieses Gefühl, andere nicht nötig zu haben, der Hochmut und die Unfähigkeit, Mitleid zu empfinden, können alle durch Leiden aufgewühlt werden — ebenso die Geschäftigkeit, Gleichgültigkeit und Oberflächlichkeit. Jakobus sagt es so viel besser am Anfang seines Briefes: »Meine Brüder, freut euch, wenn ihr auf die verschiedenste Weise auf die Probe gestellt werdet. Denn ihr wißt, wenn euer Glaube die Probe besteht, gibt er euch Standhaftigkeit. Achtet aber darauf, daß eure Standhaftigkeit durchhält und nicht nachläßt. Dann werdet ihr vollkommen und untadelig sein, und euch wird nichts mehr fehlen.« Er weiß, daß er da etwas Schweres vorschlägt, und versäumt nicht hinzuzufügen: »Wenn einem von euch Weisheit fehlt, soll er Gott darum bitten. Gott wird sie ihm geben, denn er gibt gern und teilt an alle großzügig aus.«⁷

»Wenn euer Glaube die Probe besteht, gibt er euch Standhaftigkeit . . .« Das ist die Erfahrung, die ich machen muß, und meine Prüfung bringt mich ihr näher — nicht im ersten Schock, aber in ihrer täglichen Realität. Ich gehöre zu denen, die die Zukunft gerne durch wohlüberlegte Pläne in den Griff bekommen möch-

ten, aber das Unbekannte, das mich erwartet, lehrt mich jeden Tag eine erneute Verfügbarkeit — das zu lernen war unendlich wichtig.

Bleibt das letzte Ziel: Unseren Schöpfer ehren durch die Art, wie wir leben. Dieses Ziel bleibt unantastbar: weder Gesundheit noch Krankheit, weder Erfolg noch Mißerfolg, weder Reichtum noch Armut, noch irgendein äußerer Umstand können es verändern. Wir entscheiden frei, welche Haltung wir angesichts einer Prüfung einnehmen wollen. Darum ist mir der volkstümliche Ausdruck »er muß sein Kreuz tragen«, wenn er auf ein Unglück bezogen wird, das wir uns nicht ausgesucht haben, immer besonders unpassend erschienen. Solange wir ein Unglück ertragen, ist das einfach nur der Ausdruck unserer menschlichen Verfassung. Aber wenn wir aus Liebe zum Nächsten und aus Liebe zu Gott uns entscheiden, mitten in unserer Pein den Glauben, den Frieden und die Geduld als Gaben anzunehmen, ja, dann kann man beginnen, vom Kreuz zu reden.

Der, der es zuerst getragen hat, hat es durch einen kostspieligen Entschluß, auf den er freiwillig eingegangen ist, aus Gehorsam und aus Liebe getan. Erst wenn wir wirklich Ihm nachfolgen, können wir beginnen, dieses Wort zu gebrauchen.

Wer kennt heute nicht Mutter Teresa von Kalkutta? Malcolm Muggeridge hat ihr ein Buch gewidmet⁸. Eine Stelle daraus scheint mir wichtig für unsere Haltung dem Leiden gegenüber — dem unseren und dem der anderen, denn letztlich bilden sie nur Eins.

»Als wir Mutter Teresa zu den verschiedenen Bereichen ihrer Tätigkeit begleiteten, um diese zu filmen, zum Heim für Sterbende, zu den Aussätzigen und unerwünschten Kindern, machte ich drei Phasen durch. Die erste war Schrecken, gemischt mit Mitleid; die zweite reines und einfaches Mitgefühl, und die dritte, die weit über Mitgefühl hinausging, war etwas, was ich nie zuvor verspürt habe: die Einsicht, daß diese sterbenden und verkommenen Männer und Frauen, diese Aussätzigen mit Stümpfen statt Händen, diese unerwünschten Kinder nicht bemitleidens-

wert, abstoßend oder verloren waren, sondern eher teuer und köstlich; gleichsam Freunde seit langem, Brüder und Schwestern.«

»Teuer und köstlich . . .« diese Worte sind mir wie ein triumphierendes Echo auf unser armes »Warum?« geblieben. Nein, das Leiden ist nicht sinnlos.

¹ *Hiob* 3, 20—21.

² *Ebda.* 16, 2—5.

³ Seid aber miteinander freundlich, herzlich und vergebt einer dem andern, wie auch Gott euch vergeben hat in Christus, schreibt Paulus an die Epheser (4, 32).

⁴ *Offenbarung* 21, 4.

⁵ Das trifft vielleicht am stärksten auf Jesu eigene Leiden zu: »Er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen . . . und durch seine Wunden sind wir geheilt« (Jesaja 53, 4 f.).

⁶ Claude Mauriac: *Les espaces imaginaires* (Grasset, Paris 1975), S. 62.

⁷ *Jakobus* 1, 2—5.

⁸ Malcolm Muggeridge: *Mutter Teresa* (Herderbücherei Bd. 628, Freiburg 1977), S. 45.

14. Radikal und realistisch

Sogenannte Lösungen, die zu nichts führen, gehören zu den enttäuschenden Zügen unserer Zeit. Entweder sind sie als Heilmittel unwirksam, oder sie erweisen sich schlimmer als das bestehende Übel.

Der Kommunismus hat sich als Heilmittel gegen die Peitsche der Diktatoren empfohlen und hat selbst nur vergleichbare Diktaturen hervorgebracht. Der Faschismus hat sich als Heilmittel gegen die kommunistische Machtherrschaft vorgestellt; es ist ihm aber nur gelungen, einen mehr oder weniger schweren Deckel vorübergehend auf einen überkochenden Topf zu setzen. Verhütungsmittel sollten die Zahl der unerwünschten Schwangerschaften beschränken, aber ihr Gebrauch hat die Promiskuität ermutigt — und die unerwünschten Schwangerschaften haben eher zu- als abgenommen. Wirtschaftliches Wachstum hätte den Lebensstandard heben sollen, hat aber durch die Umweltverschmutzung oft die Lebensqualität verschlechtert. Die Liste hört nicht auf. Die Ursache der Versagen bleibt die gleiche: das Heilmittel reicht nicht bis an die Wurzel des Übels.

»Nationale und internationale Probleme bleiben bestehen, weil das Grundproblem in der Natur des Menschen ungelöst bleibt«, sagt Frank Buchman, Initiator der Moralischen Aufrüstung. »Wenn wir es nicht lernen, gründlich und radikal — und zwar in nationalem Ausmaß — mit dem Bösen im Menschen fertig zu werden, müssen die Völker weiterhin den Weg der Gewalt und der Zerstörung gehen.«¹

Frank Buchman gibt hier dem Ausdruck »menschliche Natur« einen anderen als dem klassischen französischen Sinn. Es geht hier um das Bündel von mehr oder weniger eingestandenen Motiven — durch den eigenen Willen zusammengebunden —, denen gegenüber wir selbst leicht blind sind, die aber andere um so klarer in uns erkennen! Ich bin für meinen Teil davon überzeugt, daß wir unsere Aufgabe in der Welt nicht erfüllen können, solange wir nicht eine Umwandlung unserer eigenen Natur

als Notwendigkeit annehmen. Das verlangt allerdings manchmal eine durchgreifende Kur. Hier möchte ich zwei Anekdoten aus der Geschichte anführen:

Königin Viktoria von England war keine bequeme Persönlichkeit. Als junges Mädchen erklärte sie einmal, sie fürchte die Ehe, da sie es nicht aushalten könnte, wenn ihr Mann sich ihrem Willen widersetzen sollte. Man weiß vielleicht noch zu wenig — jedenfalls in Frankreich — von der Rolle, die ihr Mann, Prinzgemahl Albert, gespielt hat, um den Charakter der Königin zu beeinflussen — und das oft unter äußerst schwierigen Bedingungen. Die folgende Episode ist wichtig, weil sie eine häufige Schwäche in uns Frauen berührt: Die Neigung zur Beherrschung einiger Menschen, und uns andererseits dem Willen derer, denen wir gefallen wollen, ungebührlich unterzuordnen.

Als Viktoria den Thron bestieg, war ihre erste Sorge, sich vom Einfluß ihrer Mutter freizumachen; sie entschied sich noch am gleichen Tag, nicht mehr mit ihr im gleichen Zimmer zu schlafen. Wie es aber oft geschieht, verfiel sie dann dem Charme und Einfluß ihrer ständigen Begleiterin, der Baronin Lehzen, die zusammen mit Premierminister Lord Melbourne und der Familie Paget alle Einzelheiten ihres öffentlichen und privaten Lebens bestimmte.

Als Prinz Albert mit einundzwanzig Jahren zu seiner Hochzeit nach London kam, hatte er sich — obwohl die Königin ihn liebte — gegen diese mächtige Clique zu wehren. Die Beziehungen zwischen der Königin und Lord Melbourne waren so undurchsichtig, daß das Volk seine Herrscherin eines Tages, als sie in Ascot erschien, mit dem Ruf: »Madame Melbourne!« empfing. Baronin Lehzen nannte sie nur: »Mein Engel, meine sehr geliebte Lehzen.« Man hoffte, mit Albert ein leichtes Spiel zu haben — aber man rechnete ohne zwei grundlegende Eigenschaften des Prinzen: seine Beharrlichkeit einerseits und seine Selbstlosigkeit andererseits, die ihn dazu bewog, sich ganz dem Wohl der Königin und des Landes, ohne jeglichen persönlichen Ehrgeiz, zu widmen.

Es gelang ihm mit viel Geduld, seine Autorität aufzubauen, zuerst nur im engsten Familienkreis, dann in seiner Rolle als Prinzgemahl, und schließlich mußte Lord Melbourne ihn auch in seine Beratungen einschließen. Baronin Lehzen hatte eine so beherrschende Haltung der Königin gegenüber eingenommen, daß sie es übel aufnahm, als Albert eingriff. Als er einmal die Geduld verlor und ihr befahl, den Palast zu verlassen, entgegnete sie, daß er nicht das Recht habe, dies zu tun. Mit Hilfe der Königin erreichte er aber, daß die Baronin im Kinderzimmer nichts mehr zu sagen hatte.

Ein Jahr darauf trat Lord Melbourne nach den Wahlen von der politischen Szene zurück, und der Einfluß der Baronin war kaum noch zu spüren. Einige Monate später verließ sie England endgültig. Dann erst sagte Albert der Königin freimütig, was er über die Beziehung beider Frauen zueinander gedacht hatte. Die Königin war entsetzt: »Wie blind bin ich gewesen . . . Ich zittere, wenn ich daran denke, was mein geliebter Albert hat ertragen müssen . . .« Von ungesunden Einflüssen befreit, konnte die Königin endlich ihre eigenen Fähigkeiten entwickeln². Dank der Liebe und dem Mut ihres Mannes — der auch keine Angst davor hatte, ihr die Stirn zu bieten — konnte diese hervorragende Frau, durch eine notwendige Änderung in ihrem Wesen, frei ihre Bestimmung finden.

Kehren wir nach Frankreich zurück, zu einer Anekdote, die für Jean Jaurès³ bezeichnend ist, und für die Lauterkeit und Aufrichtigkeit, für die er in seiner Partei kämpfte. Marcelle Auclair erzählt⁴:

»Trotz seiner herzlichen und zwanglosen Art spaßte Jean Jaurès nicht mit der Tugend. Er erfuhr einmal während einer Wahlversammlung, daß die betrogene Frau eines seiner nächsten Mitarbeiter gekommen war und vor fünfhundert Menschen verkündigt hatte: »Dieser Schuft, der eure Stimme will, hat mich mit drei Kindern sitzen lassen!« Die Sache war Jaurès außerordentlich zuwider, weil er von ihr nichts gewußt hatte. Er erfuhr, daß jener Mann, den man seine »rechte Hand« nannte, seine Familie

zugunsten der jüngsten und hübschesten militanten Bürgerin verlassen hatte.

Am Tag nach dieser Entdeckung erwartete Jaurès das betreffende Fräulein im Garten des Museums von Cluny. Er ging ihr mit ausgestreckter Hand entgegen, aber ein väterlicher Ernst verdunkelte seine blauen Augen. ›Bürgerin‹, sagte er, ›es kommt im Leben des einzelnen wie im Leben der Nation die Stunde, in der Fehler beglichen und Angriffe auf die Moral und auf unsere Idee gezüchtigt werden müssen.‹ Der Verweis war schrecklich. Auf ihre Art treuherzig, stotterte die junge Person: ›Aber Bürger Jaurès, warum ist die Tatsache, daß ich den Mann meiner Wahl liebe, ein Angriff auf die Moral?‹ — ›Dieser Mann ist nicht frei, Bürgerin.‹ — ›Dann billigen Sie, wie der klerikale Brunetière, die Scheidung nicht?‹ — ›Ich billige nichts, und sei es noch so wenig, was das Ansehen und die moralische Autorität der Partei herabsetzt.‹ — ›Bürger Jaurès, haben Sie denn nie geliebt?‹ Darauf antwortete er mit ganzem Herzen: ›Verzeihen Sie — ich habe meine Frau geliebt und liebe sie noch . . . Die Liebe ist nicht das, was Sie meinen, Bürgerin. Die Liebe ist die Familie, das Heim, die Kinder, der Schutz und die Zuflucht, dort wo man sich nach der Arbeit ausruhen kann.‹ Die junge Frau wagte nicht zu sagen, daß sie genau das gleiche meinte, aber bei dieser Beschwörung Jaurès' mußte sie laut aufschluchzen . . . sagte sie sogar etwas von sterben wollen? . . . Der Arm des Volkstribun legte sich um ihre Schultern. ›Bürgerin, der einzige Grund, der eine Flucht aus dem Leben rechtfertigen könnte, ist der, daß man sein Ideal verraten hat!‹«

Marcelle Auclair erzählt, daß das junge Mädchen einen anderen heiratete und daß dann Jean Jaurès bei der Hochzeit Trauzeuge war! Übrigens ist hier das Entscheidende nicht, daß sein Eingreifen erfolgreich war, sondern daß er es getan hatte. Für diesen großen Mann des Sozialismus konnte eine große Idee nicht neben kleinlichen Ideen existieren — sei es in ihm selbst, sei es in anderen.

Hier möchte ich auf Frank Buchman zurückkommen, einen Menschen von intensivem Realismus. Während er in China war,

wurde er einmal in eine Mädchenschule eingeladen. Eine aufgeregte Direktorin empfing ihn, als gerade eine Schülerin auf frischer Tat bei einem Diebstahl ertappt worden war.

»Was sollen wir tun?«, fragte sie. »Soll die Schülerin entlassen werden?«

Frank Buchman kümmerte sich nicht so sehr um das junge Mädchen, das er nicht kannte, als um die Direktorin, die in ihrer Selbstgerechtigkeit gefangen schien. Er fragte sie:

»Und Sie, Madame, wann haben Sie das letzte Mal gestohlen?«

Die Direktorin hatte die Demut, sich daran zu erinnern. Erstaunlicherweise konnte sich jede der anwesenden Lehrerinnen an einen — mehr oder weniger weit zurückliegenden — Augenblick erinnern, an dem auch sie gestohlen hatte.

»Das ist ja gut«, sagte Frank Buchman fröhlich, »wir sind ja die reinste Diebesbande!« Das junge Mädchen wurde nicht entlassen, sondern fand — von der Offenheit der Direktorin und der Lehrerinnen bewegt — den Mut, einen neuen Anfang zu machen. Dieses Erlebnis wurde zu einem Wendepunkt im Leben der Direktorin, die für ihre Arbeit in der Erziehung eine neue Ausrichtung und einen neuen Sinn entdeckte.

Die Änderung in unserer Natur ist der Preis, den wir dafür bezahlen müssen, daß radikal wirkende Lösungen angewandt werden können. Wenn ein Freund versucht, uns mit einer Wahrheit zu helfen, oder ein Feind uns eine andere Wahrheit an den Kopf schleudert; wenn sich mir Fragen zu meiner Umgebung oder zu Verhältnissen im Leben anderer stellen — dann habe ich zwei Möglichkeiten: Ich kann der Wahrheit den Rücken kehren und einfach weitermachen wie bisher, oder ich kann das Gegenteil tun: die Wahrheit erkennen und mich ändern. Manche werden sagen, daß vielleicht alle menschlichen Hilfsquellen der Einsicht und des Mutes dafür nicht ausreichen. Aber was hindert uns, uns an die göttlichen Hilfsquellen⁵ zu wenden? Und wenn wir unbedingt im Wettlauf mit den Männern bleiben wollen, können wir ihnen wenigstens zeigen, daß wir die nötige Änderung in uns selbst schneller annehmen als sie!

15. Frau sein — frei sein

Anläßlich einer Elternversammlung in unserer Schule gab es einen Vortrag über die Psychologie des Kindes. Dabei machte der Referent folgende Bemerkung: »Ich habe im Laufe meiner Berufserfahrung beobachtet, daß die Söhne im allgemeinen, früher oder später, die geheimen Träume ihrer Mütter erfüllen.« Er erläuterte dies durch Beispiele aus der Geschichte und aus seiner persönlichen Erfahrung.

Seine Bemerkung schien mir zu wahr, um angenehm zu sein. Was waren also meine geheimen Träume für meinen Sohn? Er sollte Erfolg haben, einen gewissen Komfort genießen können, glücklich sein, einen ausgeglichenen Charakter haben, sich anderen nützlich erweisen können und dazu beitragen, die Welt neu aufzubauen? Hatten meine Träume es nötig, ans Licht zu kommen, durchgeschüttelt und revidiert zu werden?

Erst viel später habe ich begriffen, daß jene Bemerkung eine tiefere Bedeutung hatte: Wir sind die Mütter der Welt von morgen, und in dieser Welt wird dann das verwirklicht, wovon wir heute heimlich träumen. »Geheime Träume« heißt mit anderen Worten, was wir wirklich wollen, und wofür wir uns einsetzen.

Wir stehen vor drei Möglichkeiten. Entweder träumen wir von Wohlstand und Erfolg für uns selbst — von einer angenehmeren Arbeit, einem angenehmeren Ehepartner und einem angenehmeren Leben. Das Endergebnis davon kann nur sein, daß die Welt von morgen in einer materialistischen Flut ersticken wird, die tödlicher ist als die Umweltverschmutzung, die uns heute bedroht.

Oder wir träumen von mehr Gerechtigkeit und Brüderlichkeit — die aber unserem Willen und unserer Vorstellung entsprechen müssen und den Ideen derer, die so denken wie wir. In diesem Fall steuern wir unweigerlich auf eine letzte Auseinandersetzung zu, die die Welt zerstören kann.

Schließlich können wir aber auch von einer Welt, die frei ist von Rache, Gier, Ausbeutung und Angst träumen, die so ist,

weil sich die Menschen von ihrer innersten Überzeugung führen lassen, und so Freiheit und Ordnung um sich schaffen. Es ist eine Welt, in der die Christen das Gebet »Dein Wille geschehe im Himmel wie auf Erden« in ihrem eigenen Leben in strahlende Wirklichkeit verwandeln.

Man wird sagen, das gelte doch für Männer ebenso wie für Frauen. Nicht ganz. In gewisser Weise ist es den Männern eigen zu »tun« und den Frauen zu »sein«. Wenn wir weiter mit den Männern im »tun« rivalisieren, bleibt niemand mehr, der eine Vision für die Welt haben und sie in seinem Herzen bewegen könnte. Das meinte John Ruskin vielleicht, als er schrieb⁶: »Es gibt keinen Krieg in der Welt, nein, keine Ungerechtigkeit, für die Ihr Frauen nicht verantwortlich seid — nicht daß Ihr sie verursacht habt, aber daß Ihr sie nicht verhindert habt . . . Es gibt kein Leid, keine Ungerechtigkeit, kein Elend auf Erden, von dem Ihr Euch freisprechen könnt.«

Ein Sprichwort sagt: »Wenn die Frau das Haus in Ordnung hält, putzt sich der Mann die Schuhe vor der Türe ab.« Das ist — in Kurzfassung — was Constance Whishaw in ihrem Buch *Being and Doing*⁷ ausdrückte:

»Solange die englischen Frauen sich weigern zu lenken, zu leiten und zu begeistern, solange sie ihre Wesensart vergessen und nur daran denken, sich zu amüsieren, solange sie ihre Augen vor dem Leid in unseren Städten schließen, damit sie ungestört ihren Neigungen zu Luxus, Literatur und Kunst nachgehen können — solange werden die Männer, wie eh und je, den Impuls des Lebens an sich reißen und nichts wirklich Ritterliches, nichts wirklich Selbstaufopferndes, nichts Edles oder Dauerhaftes für die Menschheit tun. Die Möglichkeit zur Erneuerung der Gesellschaft liegt in der Hand der Frau — und doch weist sie sie ab. Kommende Generationen könnten ihr die Ehre erweisen, aber sie zieht es vor, modern und populär zu erscheinen.«

Dieses Buch ist 1912 in Liverpool veröffentlicht worden. Es bewegt mich immer wieder durch seine Aktualität. Ersetzen Sie den Wunsch unserer Großmütter, modern zu sein, durch die heutige Leidenschaft, an der Spitze des Fortschritts zu stehen; erset-

zen Sie das Leid in den englischen Städten Anfang dieses Jahrhunderts durch die heutige Not in der dritten Welt, und es braucht an diesen Worten kein Buchstabe geändert werden.

Wir haben weite Gebiete zusammen erforscht. Von jetzt an muß jede für sich das Abenteuer weiterführen. Ich stelle mir vor, daß wir vor einer Landschaft mit weitem Horizont stehen. Es werden vielleicht Berge und steile Hänge zu erklimmen sein — aber es gibt auch Blumen am Rande des Sturzbaches, und für jeden und jede einen Weg, auf dem sie gehen können.

Nein, wir sind nicht isolierte, in der Masse verlorene, ohnmächtige Menschen. Wir verfügen im Gegenteil über eine unermeßliche Kraft, von der wir — Tag für Tag — zum Guten oder zum Bösen Gebrauch machen können.

Hierin liegt unsere Freiheit.

¹ *Frank Buchman aktuell* (Caux Verlag, Luzern 1978), S. 17—18.

² Garth Lean: *Brave Men Choose* (Blandford Press, London 1961), S. 115 bis 121.

³ Jean Jaurès (1859—1914), bedeutender sozialistischer Politiker.

⁴ Marcelle Auclair: *La vie de Jean Jaurès* (Seuil, Paris 1954), S. 576—578.

⁵ »Wir alle schauen mit aufgedecktem Angesicht die Herrlichkeit des Herrn an und werden so verwandelt . . .« (2. Korintherbrief 3, 18). »Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid . . .« (Matthäus 11, 28).

⁶ John Ruskin: *Sesame and Lilies* (George Allen & Unwin, London 1905).

⁷ Constance M. Whishaw: *Being and Doing* (Howell, Liverpool 1912), S. 169.